

Hartmut Esser

# SOZIOLOGIE

Spezielle Grundlagen

Band 2: Die Konstruktion  
der Gesellschaft

CAMPUS



## Soziologie Spezielle Grundlagen

- Band 1: Situationslogik und Handeln
- Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft
- Band 3: Soziales Handeln
- Band 4: Opportunitäten und Restriktionen
- Band 5: Institutionen
- Band 6: Sinn und Kultur

*Hartmut Esser* ist Professor für Soziologie und Wissenschaftslehre an der Universität Mannheim. Er ist Autor und Herausgeber zahlreicher Veröffentlichungen. Sein inzwischen in der 3. Auflage erschienenenes Lehrbuch »Soziologie. Allgemeine Grundlagen« erschien zuerst 1993 bei Campus.

Hartmut Esser

# Soziologie

Spezielle Grundlagen

Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

ISBN 978-3-593-37145-0 Print

ISBN 978-3-593-40691-6

Studienausgabe

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere  
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung  
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2000 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen

Satz: Cornelia Schneider und Thorsten Kneip

Druck und Bindung: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

[www.camus.de](http://www.camus.de)

# Inhalt

Vorwort	VII
1. Emergenz und Transformation	1
2. Akteure und soziale Systeme	31
2.1 Soziale Systeme	31
2.2 Kollektive und Akteurskonstellationen	47
2.3 Das System der Gesellschaft	51
3. Soziale Differenzierung	63
3.1 Funktionale Differenzierung	64
3.2 Kulturelle Differenzierung	79
3.3 Normative Differenzierung	97
4. Soziale Ungleichheit	113
4.1 Gesellschaftliche Lagen	118
4.2 Klasse und Stand	132
4.3 Soziale Schichtung	143
Exkurs über die Frage, ob die sogenannte Individualisierung überhaupt eine ist	163
4.4 Die neue soziale Ungleichheit	166
4.5 Statuszuweisung und Mobilität	175
4.6 Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen	214
5. Inklusion und Exklusion	233

Exkurs über die unvermutete Entdeckung der leibhaftigen Menschen und des Elends in der Welt durch die soziologische Systemtheorie	254
6. Integration	261
Exkurs über Integration, Assimilation und die sogenannte multikulturelle Gesellschaft	285
7. Sozialer Wandel	307
7.1 Strukturen als Prozesse	309
7.2 „Gesetze“ des sozialen Wandels?	329
7.3 Die Logik des sozialen Wandels	339
7.4 Reproduktion und Evolution	349
Exkurs über die Ko-Evolution von Basis und Überbau am Beispiel der protestantischen Ethik und des Geistes des Kapitalismus und über die Lehren, die man daraus für die Erklärung des sozialen Wandels ziehen kann	371
7.5 Die Soziologie des sozialen Wandels	376
8. Soziologie und Geschichte	399
9. Die Gesellschaft der Menschen	425
9.1 Die Strukturierung der Gesellschaft	426
9.2 Die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft	435
Exkurs über die Frage, wie sinnvoll es ist, „Typen“ der Gesellschaft zu unterscheiden	459
9.3 Gemeinschaft und Gesellschaft	471
Exkurs über Entfremdung	477
Literatur	483
Register	497

# Vorwort

Die insgesamt sechs Bände der „Soziologie. Spezielle Grundlagen“ behandeln – immer in der Orientierung an den drei Schritten des Modells der soziologischen Erklärung – die wichtigsten Konzepte der Soziologie und die für eine angemessene soziologische Erklärung nötigen Einzelheiten aus ihren Nachbarwissenschaften, vor allem aus der Ökonomie und der Sozialpsychologie. In Band 1, „Situationslogik und Handeln“, wurden dabei die ersten beiden Schritte, die „Logik der Situation“ und die „Logik der Selektion“, ausführlich besprochen. Damit war es schon möglich, eine ganze Reihe von Konstellationen und Prozessen zu erfassen, die sich aus der besonderen „Situationslogik“ ergeben, der sich etwa Akteure schon mit nur ähnlichen Interessen und ähnlicher Kontrolle von Ressourcen – auch schon ohne jede weitere interaktive, strategische oder prozessuale Verbundenheit – gegenübersehen und die sich unter Begriffen wie Integration, Konflikt, sozialer Kontext oder soziale Klasse zusammenfassen lassen. Der dritte Schritt einer jeden soziologischen Erklärung, die Aggregation der Folgen des bloßen Handelns von individuellen Akteuren in – zuweilen oder sogar meist: unintendierte – kollektive Sachverhalte, war dabei – bis auf einige wenige Hinweise zum Schluß – noch nicht explizit und, vor allem, nicht systematisch behandelt worden. Daher waren auch jene Phänomene nicht unmittelbar angesprochen worden, auf die sich das Interesse der Soziologie seit jeher besonders richtet: sich gleichgewichtig und in Form von Prozessen reproduzierende und sich ggf. wandelnde soziale Gebilde, die inzwischen die allgemeine Bezeichnung „soziale Systeme“ gefunden haben. Solche sozialen Systeme sind der Gegenstand des hiermit vorgelegten Bandes 2 der „Speziellen Grundlagen“. Er hat den Titel „Die Konstruktion der Gesellschaft“: Die Gesellschaft ist das für die Soziologie wichtigste soziale System, und sie wird – wie alle anderen sozialen Systeme auch – im Modell der soziologischen Erklärung als ein „emergentes“ Resultat des Handelns von Akteuren verstanden, die durch die von ihnen selbst betriebene Vergesellschaftung ihrerseits wieder geprägt werden. Der Band beginnt daher auch mit dem Problem der Emergenz gesellschaftlicher Tatbestände als Resultate individueller Akte und mit der Logik der „Transformation“ der individuellen Effekte in kollektive Sachverhalte, sowie mit einer Klassifikation der verschied-

denen Arten sozialer Systeme und „Akteurskonstellationen“. Die dann folgenden Kapitel befassen sich mit den vier grundlegenden sozialen Prozessen und gesellschaftlichen Strukturen: soziale Differenzierung, soziale Ungleichheit, soziale Ordnung und sozialer Wandel. Die Unterscheidung von individuellen Akteuren und sozialen Systemen als zwei jeweils gesondert zu beachtenden Aspekten der gesellschaftlichen Wirklichkeit erlaubt dabei eine einfache Sortierung dieser vier Prozesse: Die soziale Differenzierung beschreibt die Unterschiedlichkeit von Gesellschaften in Hinsicht auf die von ihnen umschlossenen sozialen Systeme, die soziale Ungleichheit die Unterschiedlichkeit in Hinsicht auf Kategorien oder Aggregate von Akteuren. Bei der sozialen Differenzierung werden – neben den üblicherweise damit gedanklich verbundenen sog. Funktionssystemen oder funktionalen Sphären der Gesellschaft – noch zwei andere Arten sozialer Systeme unterschieden: die hier so genannten kulturellen Milieus, etwa das einer alternativen oder einer rechten „Szene“, und gewisse Sphären der Abweichung von den gesellschaftlich etablierten Normen, wie etwa Subkulturen, Gegenkulturen oder die sog. sozialen Bewegungen. Im Zusammenhang mit dem Aspekt der sozialen Ungleichheit wird in einem umfangreicheren Kapitel auf alle hier wichtigen Konzepte der Soziologie eingegangen: Klasse, Stand, soziale Schichtung, die sog. neue soziale Ungleichheit und Prozesse der Mobilität, zum Beispiel. Als Bindeglied zwischen diesen beiden Aspekten der gesellschaftlichen Struktur können dann Prozesse der Statuszuweisung bzw. solche der „Inklusion“ und der „Exklusion“ von Akteuren in bzw. aus soziale(n) Systeme(n) verstanden werden. Die in diesem Zusammenhang neuerdings aufgekommenen Diskussionen über das Verhältnis von sozialer Differenzierung und sozialer Ungleichheit werden dann vor dem Hintergrund des Modells der soziologischen Erklärung systematisiert. Diese Debatten, wie sie besonders von der soziologischen Systemtheorie geführt werden, verlieren dadurch vieles an ihrer bislang noch reichlich vorhandenen Mystik. Soziale Differenzierung und soziale Ungleichheit bergen eine Reihe von intern angelegten und unvermeidlichen konfliktgenerierenden Logiken und „zentrifugalen“ Dynamiken, und jede Erklärung der Konstruktion funktionierender und sich reproduzierender Gesellschaften verlangt zwingend nach einer auch schon systematischen Behandlung des Problems der sozialen Ordnung. Dieses Problem wird in Band 2 der „Speziellen Grundlagen“ nur in einem relativ kurzen Kapitel über „Integration“ behandelt, da es in den Folgebänden, vor allem aber in Band 3 über „Soziales Handeln“ und in Band 5 über „Institutionen“, aber auch in Band 4 über „Opportunitäten und Restriktionen“, hier im Zusammenhang der ordnenden und integrierenden Kräfte des anonymen Marktes nämlich, noch ausführlich zur Sprache kommt. Sozialer Wandel ist dann nichts weiter als die Änderung der grundlegenden Strukturen sozialer

Systeme – verstanden als nachhaltige und systematische Abweichung von einem einmal erreichten reproduktiven Gleichgewicht mit der – möglichen, aber keineswegs sicheren – Folge, daß ein neues Gleichgewicht gefunden wird. In diesem Zusammenhang wird ausführlich auf die Frage nach genuin „soziologischen“ Gesetzen des sozialen Wandels und auf die damit befaßten älteren soziologischen Theorien eingegangen. Die Antwort sei hier schon verraten: Solche Gesetze gibt es nicht und sie kann es auch nicht geben, und eine „Soziologie des sozialen Wandels“ wäre daher ein ganz und gar vergebliches Unterfangen – wie sich dann auch nicht erst heute nachhaltig gezeigt hat. Wie das Verhältnis der erklärenden Soziologie, die sich gleichwohl mit den Vorgängen des Wandels von Gesellschaften befaßt, zu den Geschichtswissenschaften (vice versa) aussehen könnte, wird dann in einem eigenen Kapitel abgehandelt. Den Schluß bildet ein Überblick über alle angesprochenen Einzelheiten und ein heuristisch gedachtes Modell der „Konstruktion“ der Gesellschaft, das auch als eine Art von Fahrplan durch die Einzelheiten aller Bände der „Soziologie“ (auch der „Allgemeinen Grundlagen“) dienen kann. Und ganz zum Schluß gibt es noch eine kurze Skizze der langfristigen historischen Entwicklung der Strukturen der menschlichen Gesellschaft und des Verhältnisses der anonymen „Systeme“ der Gesellschaft zu den personalisierten „Gemeinschaften“, aus denen die Lebenswelt der Menschen seit jeher besteht und auf die sie nie, auch nicht in der komplett globalisierten Internet-Weltgesellschaft, werden verzichten können. Diesen Band 2 über die „Die Konstruktion der Gesellschaft“ der „Speziellen Grundlagen“ kann man getrost auch „für sich“ lesen, also auch ohne die Einzelheiten aus dem Band 1, „Situationslogik und Handeln“, genauer zu kennen. Gleichwohl empfiehlt sich die „sukzessive“ Lektüre der Bände, auch die der „Soziologie. Allgemeine Grundlagen“ zuerst, denn das Konzept der „Grundlagen“ ist, anders als viele andere Beiträge der Soziologie heutzutage, systematisch und kumulativ aufgebaut, und viele Dinge erschließen sich erst so richtig, wenn man die Hintergründe kennt. Mit dem Band 2 der „Speziellen Grundlagen“ sind, wenn man so will, die Prolegomena der „Grundlagen“ insgesamt abgeschlossen, und es geht dann in den restlichen vier Bänden (3 bis 6 der „Speziellen Grundlagen“) um die vielen kleinen und großen Einzelheiten, ohne deren Verständnis die „großen“ Fragen der Soziologie immer nur große „Fragen“ bleiben müssen – und das oft genug bis heute geblieben sind. M. Rainer Lepsius, Walter Müller und Fritz W. Scharpf sei für einige spezielle Hinweise zu diesem Band 2 sehr gedankt.



## Kapitel I

# Emergenz und Transformation

Eine Gesellschaft ist nicht einfach die Summe ihrer Teile, und soziale Prozesse lassen sich meist auch nicht schlicht nur über die Einstellungen und das Handeln der Akteure erklären.

In Band 1, „Situationslogik und Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“ war ausführlich der Fall der studentischen Unruhen an den amerikanischen Universitäten in den 60er Jahren besprochen worden. Dabei gab es eine, auf den ersten Blick zunächst wenigstens, recht unverständliche Paradoxie: Die Unruhen gab es zuerst und am heftigsten an den Eliteuniversitäten, wie Berkeley oder Yale, und eben nicht dort, wo man hätte wirklich unzufrieden sein können – in der muffigen Provinz. Die naheliegende „idealistische“ Hypothese, wonach sich diese Paradoxie über das besondere kritische Bewußtsein der „Elite“-Studenten erklären ließe, erwies sich bald angesichts einer ganz anderen „Situationslogik“ als wenig plausibel: Die Studenten fühlten sich an den Eliteuniversitäten mit ihren horrenden Gebühren stark vernachlässigt, weil es hier zwar die Stars der Wissenschaft als ihre Hochschullehrer gab, die aber weniger auf dem Campus als in der Luft und auf weltweiten Kongreßreisen zu finden waren, was der „strukturelle“ Grund für die Unzufriedenheit der Studenten mit den „gesellschaftlichen Verhältnissen“ war. Bis an diese Stelle der Analyse funktionierte die „situations-logische“ Rekonstruktion des Geschehens noch ganz gut, insbesondere weil es jetzt nur noch eine Annahme gab, um den Zusammenhang zwischen dem Ansehen der Universität und dem Entstehen der studentischen Proteste zu erklären – die Annahme nämlich, daß Frustrationen auch – mehr oder weniger unmittelbar – Widerstand und Revolten erzeugen. Das ist aber, wie wir spätestens seit Alexis de Toqueville mit seinem sog. Toqueville-Paradox wissen, eine viel zu einfache Annahme: Revolutionen und Unzufriedenheiten hängen keineswegs direkt miteinander zusammen, und oft sind es kleine, scheinbar unbedeutende Umstände, die das Faß zum Überlaufen bringen, oft genug sogar dann, wenn die Unzufriedenheiten gar nicht besonders stark sind. Und zum Schluß von Band 1, „Situationslogik und Handeln“, wurden dann, etwa in den Abschnitten 10.4 und 12.3, einige Hinweise darauf gegeben, warum genau Revolten und Revolutionen nicht einfach bloß das Ergebnis der „Addition“ individueller Frustrationen sind, sondern von manchmal sehr speziellen Bedingungen abhängig sind.

Mit den Einstellungen und den daraus – eventuell – folgenden Handlungen der Akteure hat man also in der Tat nur einen Teil eines „gesellschaftlichen“ Phänomens erklärt – die sog. individuellen Effekte. Gelegentlich wird zwar angenommen, daß die individuellen Effekte in der Tat schon alles seien und daß das Ganze tatsächlich nichts weiter wäre, als die einfache Summation

seiner Teile, wie das beim individualistischen Fehlschluß der Aggregatpsychologie geschieht, etwa in mancher Meinungsforschung und in vielen Anwendungen der sog. Variablensoziologie. Aber nicht nur unser Beispiel mit den Studentenprotesten an den amerikanischen Hochschulen, sondern auch der Fehlschlag der Marxschen Theorie des zwangsläufigen Untergangs des Kapitalismus waren deutliche Hinweise darauf, daß der direkte Schluß von bloßen „Summen“ oder „Mittelwerten“, etwa in bestimmten Interessen, Einstellungen oder Unzufriedenheiten, keineswegs ausreicht, um das kollektive Ereignis, etwa einen Protest oder gar eine veritable Revolution, wirklich zu erklären.

Kurz: Es bedarf jetzt noch eines weiteren „logischen“ Schrittes, in dem die individuellen Effekte in das interessierende kollektive Explanandum überführt werden müssen: die Spezifikation der Logik der Aggregation durch die Anwendung gewisser *Transformationsregeln*.<sup>1</sup>

### *Emergenz*

Aus der Sicht einer rein aggregatpsychologischen Erklärung wären einige der Schwellenwerteffekte oder das Tocqueville-Paradox, von denen in Band 1, „Situationslogik und Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“ berichtet worden war, eine Anomalie: Ein Kollektiv mit einem *höheren* durchschnittlichen Protestpotential sollte eigentlich für die Aktivierung des Protestes anfälliger sein als eines mit einem geringeren. Aber was geschah? Genau: Manchmal stimmte das, manchmal nicht, und je größer gar die „betroffenen“ Gruppen sind, um so *unwahrscheinlicher* wird, daß sie sich zu einem kollektiven Handeln zusammenschließen. Unglaublich, aber wohl wahr! Es ist, so könnte man meinen, etwas aufgetaucht, was eigentlich nicht zu erwarten war: Revolutionen brechen eben nicht unbedingt schon dann aus, wenn die Not am größten ist und wenn sehr viele ein Interesse an ihr haben.

Der philosophische Fachausdruck für derartige Phänomene des Auftauchens neuer Vorgänge, die entstehen können, wenn sich Teile zu einem Ganzen zusammenfügen, ist der der *Emergenz*, abgeleitet von dem lateini-

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu insbesondere schon die frühen Vorschläge von Siegwart Lindenberg, Individuelle Effekte, kollektive Phänomene und das Problem der Transformation, in: Klaus Eichner und Werner Habermehl (Hrsg.), Probleme der Erklärung sozialen Verhaltens, Meisenheim am Glan 1977, S. 46-84; Siegwart Lindenberg und Reinhard Wippler, Theorienvergleich. Elemente der Rekonstruktion, in: Karl Otto Hondrich und Joachim Matthes, Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften, Darmstadt und Neuwied 1978, S. 219-231.

schen Wort „emergere“ für „auftauchen“.<sup>2</sup> Gemeint ist dabei, daß das „Ganze“ eine Art von neuer Seinsqualität hat, die sich über die Eigenschaften der Teile allein nicht erfassen läßt.

Ausgangspunkt für die These von der Emergenz sind im naturwissenschaftlichen Bereich Beobachtungen gewesen, wie etwa die, daß aus den Eigenschaften von Wasserstoff und Sauerstoff alleine nicht erklärt werden kann, daß daraus Wasser entsteht und daß, etwa, dieses Wasser Durst löschen und Leben erhalten kann. Jeweils müsse noch etwas „hinzu“ kommen, was in den „Teilen“ – Sauerstoff und Wasserstoff – nicht vorhanden ist. Im sozialen Bereich sind es Phänomene wie die Entstehung von sozialen Beziehungen, die Etablierung von Hierarchien, die Genese von Normen oder die soziale Geltung kollektiver Repräsentationen, von „sozialen Systemen“ also allgemein (vgl. dazu auch noch Kapitel 2 in diesem Band), die, so glaubt man, aus den Eigenschaften und dem Handeln „isolierter“ Akteure alleine nicht ableitbar seien.

Und so ist es ja wohl auch: Um erklären zu können, warum aus der Kombination der Elemente Wasserstoff und Sauerstoff das Phänomen „Wasser“ wird, benötigt man eine Theorie der chemischen Reaktionen und der Bildung von Molekülen aus Atomen. Und um erklären zu können, warum beispielsweise die soziale Beziehung einer Freundschaft entsteht, muß man zuerst definieren, was man unter einer „Freundschaft“ verstehen will, und dann zeigen, daß die Bedingungen erfüllt sind, einschließlich der über die Logik der Situation und die Logik der Selektion erklärten individuellen Effekte, wie etwa der Angleichung von Orientierungen zwischen zwei Personen (vgl. dazu auch noch

<sup>2</sup> Vgl. dazu vor allem: Karl R. Popper, *Das Elend des Historizismus*, 4. Auflage, Tübingen 1974 (zuerst: 1960), insbesondere Kapitel 23: Kritik des Holismus. Vgl. zu den verschiedenen Positionen für und gegen die These von der Emergenz die Zusammenfassungen einer langen allgemeinen methodologischen Debatte bei: John O'Neill (Hrsg.), *Modes of Individualism and Collectivism*, London 1973, darunter insbesondere die Beiträge von Joseph Agassi, May Brodbeck, Arthur C. Danto, Ernest A. Gellner, Leon J. Goldstein und John W. Watkins. Vgl. für die Diskussion und Kritik der sozialwissenschaftlichen Varianten der Emergenzthese und zum Problem der „Reduktion“ speziell der Soziologie auf Aussagen der Psychologie: Hans J. Hummell und Karl-Dieter Opp, *Die Reduzierbarkeit von Soziologie auf Psychologie. Eine These, ihr Test und ihre theoretische Bedeutung*, Braunschweig 1971, insbesondere Kapitel I und II; Alfred Bohnen, *Individualismus und Gesellschaftstheorie. Eine Betrachtung zu zwei rivalisierenden soziologischen Erkenntnisprogrammen*, Tübingen 1975, insbesondere Kapitel II: Das soziologische Erkenntnisprogramm Emile Durkheims; Alfred Bohnen, *Handlungsprinzipien oder Systemgesetze. Über Traditionen und Tendenzen theoretischer Sozialerkenntnis*, Tübingen 2000; Viktor Vanberg, *Die zwei Soziologien, Individualismus und Kollektivismus in der Sozialtheorie*, Tübingen 1975, insbesondere Kapitel 5: Die kollektivistische Tradition in der Sozialtheorie; Karl-Dieter Opp, *Individualistische Sozialwissenschaft*, Stuttgart 1979, S. 86ff., 136ff. Vgl. als neuere Übersicht über den Problembereich der Emergenz allgemein verschiedene Beiträge bei Ansgar Beckermann, Hans Flohr und Jaegwon Kim (Hrsg.), *Emergence or Reduction? Essays on the Prospects of Nonreductive Physicalism*, Berlin und New York 1992.

das Beispiel weiter unten). Zu den „individuellen“ Effekten der Veränderung bei Einzelpersonen tritt also in der Tat jeweils tatsächlich noch etwas hinzu, und sei es nur, wie bei der „Emergenz“ einer Freundschaft, eine Definition darüber, wann überhaupt von einem solchen kollektiven Ereignis gesprochen werden soll, und die Angabe des Sachverhalts, daß dazu empirisch die Bedingungen vorliegen oder nicht.

Wir sehen daran mindestens aber schon: Ob etwas „emergent“ ist oder nicht, steht nicht ein für allemal, sozusagen ontologisch, fest, sondern ist von einigen Vorentscheidungen, etwa über die Definition des kollektiven Sachverhalts, insbesondere aber von dem theoretischen Wissen abhängig, das zur Verfügung steht. Heute findet sich, etwa, die Erklärung, warum Wasser mit seinen Eigenschaften der Transparenz und der Flüssigkeit, sowie auch seiner nach Temperatur unterschiedlichen Aggregateigenschaften als Eis oder Wasserdampf zum Beispiel, aus den chemischen Elementen Wasserstoff und Sauerstoff entsteht und warum es für biologische Prozesse so wichtig ist, im Stoff der allgemeinen Schulausbildung, und niemand betrachtet die Sache mehr als rätselhaft oder sonderlich „emergent“. Sicher ist Wasser „mehr“ als die Summe seiner beiden Teile Wasserstoff und Sauerstoff. Aber mit den nun auch einem jeden Oberschüler bekannten chemischen Gesetzmäßigkeiten ist das Erklärungsproblem seiner Emergenz gelöst. Und in der Soziologie wissen wir inzwischen sehr genau, wann es, beispielsweise, zu sozialer Ordnung oder zur Bildung des sozialen Systems etwa einer Protestbewegung kommt und wann eben nicht (vgl. dazu u.a. noch Band 3, „Soziales Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“).

### *Deskriptive und explanatorische Emergenz*

Die These von der Emergenz hat, wenn man genauer hinsieht, eine doppelte Bedeutung (vgl. dazu Hummell und Opp 1971, S. 11ff.). Sie besagt erstens, daß es kollektive Phänomene gibt, deren *Begriffe* sich nicht auf irgendwelche individuellen Effekte beziehen lassen und daher schon *nicht* über Begriffe zu *definieren* sind, die sich auf Eigenschaften von Individuen beziehen. Das ist die These von der *deskriptiven Emergenz*. Beispiele wären der Begriff eines Kollektivbewußtseins, der der Anomie einer Gesellschaft oder der Begriff der Gesellschaft als „totales soziales Phänomen“. Das seien, so die These, Sachverhalte, die mit den Individuen nichts zu tun hätten und daher nur über „Kollektiv“-Begriffe zu bezeichnen wären.

Wie bei der Behauptung von der Emergenz ganz allgemein ist es auch hier: Ob ein Phänomen deskriptiv emergent ist oder nicht, liegt nicht schon von

vornherein fest, sondern hängt davon ab, was man mit dem Sachverhalt genau meint und worauf man sich als Sprachregelung einigen kann. Und dabei hat sich ein interessantes Ergebnis eingestellt: Bisher ist es *stets* gelungen, die fraglichen Kollektivbegriffe „individualistisch“ zu deuten, aufzulösen und begrifflich zu „reduzieren“, wenn man es denn ernsthaft versucht hat. Versuchen Sie doch einmal selbst, einen reinen Kollektivbegriff zu finden!

Bei der begrifflichen Reduktion der Kollektivbegriffe zeigt sich meist auch, daß selbst die strikt kollektivistisch argumentierenden Autoren und Verfechter der These von der deskriptiven Emergenz sich ihrerseits, wenigstens implizit, immer schon, wenigstens partiell, auf individuelle Effekte beziehen. So ist das, was etwa Emile Durkheim als Kollektivbewußtsein bezeichnet hat, nichts weiter als der Sachverhalt, daß die individuellen Akteure einer Gruppe eine bestimmte Einstellung miteinander teilen und daß diese Einstellung bestimmte kollektive Vorstellungen bei den individuellen Akteuren zum Inhalt hat, etwa die eines Wir-Gefühls oder einer großen gemeinsamen Vergangenheit. Die gesellschaftliche Anomie wäre, ebenfalls der Lesart von Durkheim folgend, definierbar als Auflösung der moralischen Bindungen bei den Individuen, freilich wiederum abhängig von bestimmten strukturellen Umständen, wie etwa die Verringerung der Kontaktdichte der Menschen oder ein Wirtschaftsaufschwung. Und ein „totales soziales Phänomen“ schließlich wäre eines, bei dem die verschiedenen Abläufe der Orientierung, des Handelns, der Produktion, der Verteilung und der gesamten Reproduktion des Alltags, allesamt also Vorgänge, die von Akteuren getragen werden, eng aufeinander bezogen sind und ineinandergreifen. Und immer stellt sich sofort auch die Gegenfrage: Wie sollten ein Kollektivbewußtsein, die Anomie oder ein „totales soziales Phänomen“ ganz ohne Bezug auf individuelles Handeln oder individuelle Eigenschaften konzipiert werden können? Als über den Häuptionen schwebender „Gruppeneist“, als Verdünnung eines kollektiven „Milieus“ oder als eigenständiger kollektiver „Akteur“ ja wohl nicht.

Die zweite These ist die eigentliche Emergenzbehauptung. Es ist die These von der *explanatorischen Emergenz*. Sie besagt, daß es *grundsätzlich* unmöglich sei, bestimmte Phänomene mit „Ganzheits“-Charakter aus Theorien abzuleiten, die sich auf die Teile dieser Ganzheiten beziehen. Beispielsweise: Biologische Prozesse seien grundsätzlich nicht auf physikalische oder chemische Theorien zurückführbar, oder psychologische Vorgänge nicht auf biologische, chemische oder physikalische Prozesse: Den Geist könne man auf physiologische Vorgänge nicht reduzieren, und Leib und Seele seien daher von ihrem Wesen her getrennte Einheiten. Erklären könne man, so die These von der explanatorischen Emergenz, die Ganzheitsphänomene nur durch Theorien, die auf der jeweiligen Emergenzstufe ihres Gegenstandsbereiches angesiedelt sind: biologische Vorgänge nur über Gesetze der Biologie, psychologische Phänomene nur über Gesetze der Psychologie und entsprechend soziale Prozesse nur über Gesetze, die sich auf die Ebene der sozialen Systeme selbst beziehen. Soziales nur über Soziales eben. Es ist die These von der (grundsätzlichen) *Irreduzibilität* von Theorien auf einer „Makro“-Ebene des Prozessierens von „Ganzheiten“ auf Theorien, die sich auf die „Mikro“-Ebene der jeweiligen „Teile“ des jeweiligen „Ganzen“ beziehen (siehe dazu auch gleich unten).

Die allgemeine Antwort auf die These von der explanatorischen Emergenz kennen wir im Grunde schon: Ob ein Phänomen „emergent“ ist oder nicht, ob es „irreduzibel“ ist oder nicht, steht nicht schon a priori und ontologisch fest, sondern ist eine Frage des Entwicklungsstandes der jeweils verfügbaren erklärenden Theorien, insbesondere der zur Auflösung der Emergenzen fast immer nötigen Mikro-Theorien, etwa die Theorie der chemischen Reaktionen von Wasserstoff und Sauerstoff, die eben *keine* Theorie des Wassers „an sich“ ist; oder die soziologische Erklärung von Protesten, die eben auf Akteure und deren Handeln Bezug nehmen *muß*, um die „emergenten“ Paradoxien auflösen zu können. Daher schreiben die „Erfinder“ des Erklärungsschemas, Carl G. Hempel und Paul Oppenheim, in ihrem epochemachenden Artikel zu dem Phänomen der Emergenz auch ganz richtig:

„... emergence of a characteristic is *not* an ontological trait inherent in some phenomena; rather it is indicative of the scope of our knowledge *at a given time*; thus it has no absolute, but a *relative* character; and what is emergent with respect to the theories available today may lose its emergent status tomorrow.“<sup>3</sup>

Und das trifft natürlich auch für die sozialwissenschaftlichen Theorien und die Güte und Leistungsfähigkeit der jeweiligen soziologischen Erklärungen zu.

### *Die Irreduzibilität des Sozialen, die Ganzheit der Gesellschaft und die soziologische Systemtheorie*

In der Soziologie wird die These von der explanatorischen Emergenz bzw. von der Irreduzibilität des Sozialen vor allem von der sog. soziologischen Systemtheorie vertreten, wie sie von Talcott Parsons im Anschluß an einige – durchaus nicht „irreduzible“! – Überlegungen von Emile Durkheim begonnen und zu einem imponierenden theoretischen System ausgearbeitet wurde und die dann von Niklas Luhmann in die heutige Form gebracht wurde.<sup>4</sup> Die These von der explanatorischen Emergenz sozialer Prozesse und Gebilde besagt in ihrem Kern, formuliert von einem der klarsten Kritiker des soziologischen Ganzheitsdenkens, Alfred Bohnen:

„Gesellschaftliche Gebilde, gleich welcher Art, besitzen charakteristische System- oder Ganzheitseigenschaften, die nicht aus Eigenschaften ihrer Komponenten, also aus Verhaltenseigen-

<sup>3</sup> Carl G. Hempel und Paul Oppenheim, *Studies in the Logic of Explanation*, in: *Philosophy of Science*, 15, 1948, S. 150f.; Hervorhebungen nicht im Original.

<sup>4</sup> Vgl. dazu die „abschließende“ Darstellung der soziologischen Systemtheorie bei Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 1997.

schaften von Individuen erklärbar sind, und zwar deshalb nicht, weil diese Ganzheitsmerkmale von Faktoren bestimmt werden, die in Besonderheiten des gesellschaftlichen Gebildes selbst begründet liegen und gerade nicht in irgendwelchen Besonderheiten von Individuen. Infolgedessen erfordert ein angemessenes Verständnis der gesellschaftlichen Wirklichkeit eine eigenständige Theorie des Sozialen, also eine Theorie, mit der sich die Phänomene des gesellschaftlichen Lebens als Ausfluß dieser irreduziblen Faktoren erklären lassen. Nur auf diese Weise – so heißt es auch – kann dem *Emergenzcharakter* der sozialen Realität Rechnung getragen werden, d.h. dem Charakter des Sozialen als einer gegenüber dem Charakter des Individuellen ‚neuen‘, eigenständigen Realitätsstufe.<sup>5</sup>

Die soziologische Systemtheorie verwies in der Begründung dieser Behauptung früher auf gewisse „holistische“ Eigenschaften von Ganzheiten, etwa die Existenz eines Kollektivbewußtseins, die inhärente Neigung des Systems der Gesellschaft zur Erfüllung funktionaler Requisiten und zum systemischen Überleben oder die unverzichtbare Bedeutung übergreifender Werte und „kollektiver Repräsentationen“ für ihre Integration. Auch hat man lange angenommen, es *gäbe* gewisse soziologische Makro-Gesetze allgemeiner Art, wie beispielsweise das vom notwendigen Untergang des Kapitalismus oder das von der unvermeidlichen Entzauberung und Modernisierung der Welt. Diese Annahmen, etwa die von den funktionalen Erfordernissen und den inhärenten Tendenzen zur Selbstregulation, ließen sich nicht halten, und die Hoffnungen auf die Entdeckung allgemeiner Makro-Gesetze des Sozialen haben sich nachdrücklich als Irrtum erwiesen (vgl. auch dazu schon die Bemerkungen zum Problem der Unvollständigkeit in der Einleitung in Band 1, „Situationslogik und Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“). Und die vielen anderen Emergenz-Hypothesen, die sich die herkömmliche (Makro-)Soziologie hat einfallen lassen, etwa die diversen Theorien des sozialen Wandels, lassen sich relativ leicht über das Modell der soziologischen Erklärung „individualistisch“ rekonstruieren (vgl. dazu auch noch Kapitel 7 und 8 in diesem Band).

### *Konstitution von oben oder Emergenz von unten?*

Heute vertritt daher aus guten Gründen eigentlich niemand mehr ernsthaft irgendwelche holistischen Hypothesen. Schon Max Weber hat ihnen eigentlich den Garaus gemacht. Er schrieb kurz vor seinem Tod in einem Brief an seinen Schüler Robert Liefmann vom 9. März 1920 sogar, daß er Soziologe geworden sei, „um dem immer noch spukenden Betrieb, der mit Kollektivbegriffen

---

<sup>5</sup> Alfred Bohnen, Die Systemtheorie und das Dogma von der Irreduzibilität des Sozialen, in: Zeitschrift für Soziologie, 23, 1994, S. 292; Hervorhebung im Original.

arbeitet, ein Ende zu machen“<sup>6</sup>. Die Soziologie müsse endlich „strikt individualistisch in der Methode“ betrieben werden – genauso wie es das Modell der soziologischen Erklärung ja auch tut. Nicht zuletzt Niklas Luhmann hat sich vom einfachen Holismus auch stets eindeutig distanziert.<sup>7</sup> Immer aber wird von der soziologischen Systemtheorie noch etwas anderes vorgebracht: Daß die verschiedenen Systeme, die diversen sozialen und die psychischen Systeme, jeweils ganz unterschiedliche und „überschneidungsfreie“ Weisen ihres „Operierens“ hätten, daß sie daher als „operativ geschlossene Einheiten“ mit jeweils ganz spezifischem „Sinn“ zu gelten hätten und daß diesen Vorgängen mit einer individualistischen, handlungstheoretischen oder auf reale Akteure bezogenen Herangehensweise *grundsätzlich* nicht beizukommen wäre. Ein derartiges „individualistisches“ Vorgehen hätte vielmehr die Konsequenz, daß

„... die Gesellschaft als ein riesiger Oktopus erscheinen (müßte; HE), als eine Einheit mit nicht nur 8 sondern mit 5 oder 6 Milliarden relativ unabhängig, jedenfalls gleichzeitig agierenden Organen, die mit einem Minimum an ‚Gehirn‘ auskommt und im übrigen auch gar nicht das Tempo der Koordinationsvorgänge erreichen könnte, das notwendig wäre, um die riesigen, der Umwelt ausgesetzten Flächen unter Kontrolle zu bringen.“ (Ebd.)

Also: Die (Welt-)Gesellschaft bildet (doch) eine übergreifende Einheit mit *eigenen* Gesetzen des Operierens, ohne deren Kenntnis es ausgeschlossen wäre, die Eigendynamik der sozialen Prozesse theoretisch zu erfassen. Die soziale Ordnung der (5 bis 6 Milliarden) Teile ergebe sich danach in einer, wie Luhmann das früher einmal ausgedrückt hat, „Konstitution von oben“, und eben nicht, wie das der Methodologische Individualismus und das Modell der soziologischen Erklärung annimmt, als, meist unintendierte und oft sehr komplexe, Form einer aggregierenden „Emergenz von unten“ aus den individuellen Effekten des Handelns der – in der Tat – zahlreichen Akteure der jeweils lebenden Bevölkerung der (Welt-)Gesellschaft.

Der Hinweis auf das Phänomen eines eigenständigen Operierens sozialer Systeme, ihres „Eigensinns“ oder ihrer operativen Geschlossenheit ist dabei, so sei hier vorsorglich erwähnt, kein Hinweis darauf, daß ein „individualistisches“ Vorgehen mit der Erklärung dieser Sachverhalte als „Emergenz von unten“ scheitern müßte. Ganz im Gegenteil. Die soziologische Systemtheorie übernimmt die Idee der „operativen Geschlossenheit“ und der Selbstreproduktion der sozialen Systeme zunächst einmal ohnehin nur als – schlechte, unvollständige, wohl auch unverstandene, bloß auf der Oberfläche des Makrogeschehens bleibende und nur beschreibende – Analogie aus der modernen Molekularbiologie und nur als etikettierenden Begriff, dem der „Autopoiesis“ nämlich, und eben nicht als *reduktives* und in die (chemisch-physikalischen)

<sup>6</sup> Max Weber, Brief an Robert Liefmann, 1920, Geheimes Staatsarchiv (GStA) Berlin, Rep. 92, Nachlaß Max Weber, Nr. 30, Band 8, S. 76-80.

<sup>7</sup> Niklas Luhmann, Gesellschaft als Differenz. Zu den Beiträgen von Gerhard Wagner und Alfred Bohnen in der Zeitschrift für Soziologie Heft 4 (1994), in: Zeitschrift für Soziologie, 23, 1994, S. 480.

Mikrobereiche hinein *vertiefendes* Erklärungsmodell, was es dort ist (vgl. dazu die detaillierten Erläuterungen und Hinweise bei Bohnen 1994, S. 298f.). Die soziale Konstitution und das „eigensinnige“ Prozessieren der sozialen Systeme lassen sich im Rahmen des Modells der soziologischen Erklärung leicht rekonstruieren und methodologisch angemessen erklären, etwa als Folge einer durch die Definition der sozialen Produktionsfunktionen gesteuerten und von den daran orientierten Akteuren immer wieder neu erzeugten Eigendynamik der funktionalen Sphären einer Gesellschaft (vgl. dazu noch Kapitel 2 allgemein, sowie speziell Abschnitt 3.1 über die funktionale Differenzierung in diesem Band und in vielen Beispielen – unter anderem – Band 4, „Opportunitäten und Restriktionen“, und Band 6, „Sinn und Kultur“, dieser „Speziellen Grundlagen“).

Aus der Sicht von Luhmann und der an ihn anschließenden soziologischen Systemtheorie ist das Bild von der (Welt-)Gesellschaft als Oktopus mit 6 Milliarden Krakenarmen natürlich absurd. Es ist aber für das, was der Methodologische Individualismus wirklich kann und tut und was es mit dem Modell der soziologischen Erklärung tatsächlich auf sich hat, selbst ein höchst absurder Vergleich: Es geht eben *nicht* darum, die sozialen Prozesse aus dem Handeln aller leibhaftigen lebenden Menschen zu erklären, sondern darum, unter *Bezug* auf Theorien *auch* – jedoch nicht nur! – des Handelns individueller Akteure, mehr oder weniger abstrakte und „anonyme“ Modelle sozialer Prozesse zu formulieren, aus denen sich die fraglichen sozialen Prozesse ableiten lassen. Das Bild vom Oktopus wird allenfalls dann verständlich, wenn man sich gegen (aggregat-)psychologistische Erklärungen wendet, die ja, wie man inzwischen auch in Bielefeld wissen sollte, mit dem Methodologischen Individualismus nichts gemein haben. Aber selbst die einfachste Aggregatpsychologie kennt und benutzt natürlich schon längst Methoden der aggregierenden Zusammenfassung der Eigenschaften selbst von 6 Milliarden Menschen zu kollektiven Effekten, wie etwa Mittelwerte, Raten und Korrelationen. Über den Marktmechanismus läßt sich, beispielsweise, auf eine sehr einfache Weise erklären, wie es zu einer Ordnung ganz ohne „Gehirn“ gerade unter unendlich vielen Anbietern und Nachfragern kommt (vgl. dazu auch noch Band 4, „Opportunitäten und Restriktionen“, dieser „Speziellen Grundlagen“). Und man fragt sich, warum das alles von der soziologischen Systemtheorie so notorisch übergangen wird.

### *Reduktion, Tiefenerklärung und Reduktionismus*

Die These von der Emergenz ist gleichbedeutend mit der These der Irreduzibilität: Die Soziologie, so heißt es, lasse sich etwa auf die Psychologie nicht „reduzieren“. Die Geltung einer Norm, beispielsweise, oder das Entstehen einer Statusstruktur seien mehr als die bloße Summation von Einstellungen oder Handlungen „isolierter“ und „unabhängiger“ individueller Akteure. Zur Erklä-

rung der Geltung einer Norm etwa müsse auch gezeigt werden, daß die Norm Bindungskraft habe und für ein Kollektiv insgesamt gelte; und eine Statusstruktur sei ein relationales Gebilde und gehe insofern weit über das isolierte Handeln von souveränen Akteuren hinaus. Da aber Verteilungen und Relationen „mehr“ seien als die bloße Koexistenz isolierter Akteure, ließe sich die Entstehung von Normen oder Statussystemen nicht auf irgendwelche „psychologischen“ Gesetze, etwa der Konformität oder des Wunsches nach Unterscheidung, „reduzieren“. Es fehle, kurz gesagt, etwas ganz wesentliches, das erst die „Soziologie“ ausmacht: der Einbezug der unhintergehbaren *sozialen* Komponente aller sozialen Prozesse – die soziale Einbettung der Menschen, etwa, oder die Strukturen der Macht und der gesellschaftlichen Zwänge.

In den Begründungen für die These von der Irreduzibilität könnte der Eindruck entstehen, als bedeute „Reduktion“, wie in der Alltagssprache, irgendeine Art von „Schrumpfen“: Die „volle“ soziologische Analyse, etwa die einer Systemtheorie des Sozialen, berücksichtige Dinge, die der „reduktionistische“ Individualismus übersehe und sogar übersehen müsse. Unter *Reduktion* wird jedoch in der Logik etwas ganz anderes verstanden. Es ist die *Erklärung* einer *speziellen* Theorie durch eine *allgemeinere* Theorie. Dazu müssen, wie bei jeder Erklärung, die Randbedingungen angegeben werden, wann welche spezielle Theorie nach Maßgabe der Prämissen der allgemeinen Theorie Geltung beanspruchen kann. Ein Beispiel dafür war die Erklärung der Keplerschen Gesetze, der Newtonschen Mechanik und der Gravitationstheorie durch die Relativitätstheorie von Einstein. Dabei wurde gezeigt, daß die genannten speziellen Gesetze und Theorien jeweils *Spezialfälle* der Relativitätstheorie für besondere Konstellationen von Randbedingungen sind. Auf diese Weise wurde es auch möglich, gewisse Anomalien der speziellen Theorien, wie das Phänomen der Rotverschiebung, aufzufangen und in einer übergreifenden Theorie selbst wieder zu erklären: ein grandioser Sieg der Wissenschaft, auf den die Menschheit zu Recht bis heute stolz ist. Das Ziel und das Ergebnis der (erfolgreichen) Reduktion einer Theorie auf eine (übergreifende) andere ist also geradezu das Gegenteil des Schrumpfens: Es wird eine *allgemeinere* und damit *informationshaltigere* Theorie angestrebt, und wenn es die dann gibt, dann weiß man deutlich mehr als vorher. „Reduktion“ in diesem Sinne ist wohl das hehrste Ziel jeder Wissenschaft, und wer sie mit „Schrumpfen“ verwechselt, hat nicht verstanden, worum es in der Wissenschaft eigentlich geht.

Selbstverständlich gibt es auch im Bereich der Sozialwissenschaften die Reduktion spezieller Theorien auf allgemeinere Erklärungen. Wir wissen heute beispielsweise, daß die makrosoziologischen Erklärungen von Wanderungen, etwa die Distanztheorien oder die Opportunitätstheorien, nur Spezialfälle mikrosoziologischer Wanderungstheorien unter speziellen Annahmen und (Rand-)Bedingungen sind, wie etwa die push-pull-Theorien, und daß diese wiederum als Spezialfälle von Entscheidungstheorien, etwa in der Art der Wert-Erwartungstheorie, aufgefaßt werden können. Und in ähnlicher Weise gibt es inzwischen Mikro-Erklärungen etwa der Kriminalität und des abweichenden Verhaltens, die ganz verschiedene Phänomene und spezielle Theorien der Devianz von Normen, etwa die Theorie der differentiellen Kontakte, die Anomietheorie oder die Subkulturtheorie, für bestimmte (Rand-)Bedingungen un-

ter das Modell der WE-Theorie subsumieren können. Es gibt in der Soziologie mittlerweile zahllose Ergebnisse der theoretischen Integration spezieller Erklärungen unter einen allgemeineren Erklärungsrahmen, wie etwa auch die Erklärung der Entstehung sozialer Ungleichheiten oder städtischer Segregationen, von Revolutionen und sozialen Bewegungen in Abhängigkeit, etwa, von der Stärke der gesellschaftlichen Cleavages einerseits und der Verteilung der Schwellenwerte für die Protestbereitschaft andererseits.<sup>8</sup>

Die für die „Reduktion“ spezieller soziologischer Theorien auf das allgemeine Modell der soziologischen Erklärung wichtigen Randbedingungen ihrer „bedingten“ Geltung sind uns natürlich schon gut bekannt: Es sind die stets *besonderen* Brückenhypothesen, über die die Makro-Bedingungen der sozialen Situation mit den Mikro-Variablen der WE-Theorie verbunden werden. Und es sind die ebenfalls stets *besonderen* Transformationsregeln, über die die individuellen Effekte erst wieder von der Mikro- auf die Makroebene des zu erklärenden kollektiven Sachverhaltes überführt werden müssen. So bedarf es für eine erfolgreiche „Reduktion“, etwa der Theorie der Intervening Opportunities von Samuel Stouffer oder der Anomietheorie von Robert K. Merton auf die WE-Theorie, jeweils spezieller Annahmen, in denen die Intervening Opportunities bzw. die kulturellen Ziele und die institutionalisierten Mittel in die Variablen der WE-Theorie übersetzt werden (vgl. für die Anomietheorie schon Band 1, „Situationslogik und Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“). Und es sind selbstverständlich auch, wenngleich zuweilen sehr simple, spezielle Aggregationen nötig, über die die Wanderungsentscheidungen bzw. die devianten Akte der individuellen Akteure zu Wanderungssalden zwischen Regionen bzw. zu Ziffern der Kriminalitätsbelastung etwa gewisser sozialer Schichten „übersetzt“ werden. Aber alles das ist ja gerade im Konzept der soziologischen Erklärung systematisch vorgesehen.

In allgemeinsten Form läßt sich die Reduktion einer speziellen Theorie  $T_i$  daher als logische *Implikation* dieser Theorie in der Konjunktion einer allgemeinen reduzierenden Theorie  $T$  und gewissen Randbedingungen  $B_i$  schreiben, die erfüllt sein müssen, „damit“ sich die spezielle Theorie  $T_i$  aus  $T$  logisch ableiten läßt:  $(T \wedge B_i) \rightarrow T_i$ . Die Randbedingungen  $B_i$  enthalten dabei den gesamten Satz der jeweils für die Makro-Mikro-Makro-Übergänge nötigen Brückenhypothesen und Transformationsregeln.

Bei allen diesen Erklärungen spezieller Theorien durch eine allgemeine Theorie handelt es sich um eine sog. *Tiefenerklärung*: Man weiß nach der erfolgreichen Reduktion der speziellen Theorien auf die allgemeine, „wann“ und „warum“ die eine spezielle Theorie manchmal gilt oder nicht, und wann und warum das ggf. für eine andere spezielle Theorie zutrifft. Mit der „Reduktion“

<sup>8</sup> Vgl. etwa zur mikrosoziologischen „Erklärung“ der makrosoziologischen Wanderungstheorien Frank Kalter, Wohnortwechsel in Deutschland. Ein Beitrag zur Migrationstheorie und zur empirischen Anwendung von Rational-Choice-Modellen, Opladen 1997, insbesondere Kapitel 2; und vgl. etwa zur Integration der verschiedenen speziellen Theorien des abweichenden Verhaltens u.a. noch Band 5, „Institutionen“, dieser „Speziellen Grundlagen“.

kennt man den Mikro-Mechanismus, der die Makro-Effekte erzeugt hat. Dazu muß man mehr wissen als nur die Tatsache, daß es eine „Eigendynamik“ des Sozialen oder die Autopoiesis der Systeme gibt. Und dazu muß man eben auch wissen, warum die Akteure den kollektiven Effekt durch ihr Tun hervorgerufen haben, auch wenn sie selbst über diesen Mikro-Mechanismus keine besonderen Vorstellungen haben.

Es ist ein wenig so, als ob man unter die Motorhaube eines Autos sieht und plötzlich „versteht“, warum das Auto manchmal anspringt und manchmal nicht, etwa weil das Zündkabel locker war. Um das Funktionieren eines Autos zu verstehen, muß man ja sehr viel mehr wissen als etwa nur die (Makro-)Regelmäßigkeit, daß normalerweise das Herumdrehen des Zündschlüssels zum Anspringen des Motors führt. Und so wie in diesem Falle erst beim Versagen des (Makro-)Gesetzes „Wenn der Zündschlüssel gedreht wird, dann springt der Motor an“ der Wunsch nach einem „tieferen“ Verständnis der Zusammenhänge auf der (Mikro-)Ebene der „wirklichen“ Abläufe unter der Motorhaube entsteht, so gibt es einen Bedarf auch in der Soziologie nach Reduktion besonders dann, wenn die Makrogesetze auf der Oberfläche des Strukturgeschehens versagen. Und genau das ist ja die Situation, vor der die Soziologie eigentlich immer schon gestanden hat und derzeit begreift, daß sie mit ihren alten Hoffnungen auf Strukturgesetze auf der Makroebene nicht weiterkommt.

Das Modell der soziologischen Erklärung bietet, wenn sie richtig gemacht ist, eine solche „reduktive“ Tiefenerklärung für die Zusammenhänge auf der Makro-Ebene – und es ist daher allein schon aus methodologischen Gründen jeder bloß „makro“-soziologisch bleibenden Analyse überlegen: Sie hat den höheren Allgemeinheitsgrad, die größere Tiefenschärfe und den höheren Informationsgehalt.

*Reduktionismus* ist dann jene wissenschaftliche Programmatik, durch die „Reduktion“ spezieller Theorien auf allgemeinere das Wissen um die speziellen Bedingungen der Geltung der speziellen Theorien systematisch zu *erweitern*: Wenn wir wissen, warum es unter der Bedingung großer Gruppen nicht zu Revolutionen kommt, dann wissen wir *mehr* als vorher in der naiven speziellen Theorie, die da sagte, daß die Wahrscheinlichkeit einer Revolution mit der Gruppengröße „additiv“ zunehme. Nun kann die Anomalie des Tocqueville-Paradoxons aufgelöst werden: Die Inaktivität großer und depriverter Gruppen wird jetzt theoretisch erwartet – und ist folglich nicht mehr geheimnisvoll und „emergent“. Es ist, in einem etwas bescheideneren Rahmen, die gleiche Art von Wissensfortschritt wie bei der Relativitätstheorie. In einem engeren Sinne wird dann Reduktionismus als das Bestreben verstanden, alle möglichen „molaren“ Ganzheitsphänomene auf die „molekulare“ Ebene der Mikro-Prozesse zu reduzieren, weil die molaren Phänomene stets die spezielleren Vorgänge sind. In seiner Extremform nimmt der Reduktionismus an, daß sich so – schrittweise und natürlich unter Angabe der jeweiligen „Brücken“-Übergänge der jeweiligen Mikro-Makro-Verbindungen – die Soziologie mit Hilfe psychologischer Theorien, die psychologischen Theorien über biologische und neurophysiologische Gesetze, und die wiederum über chemische und physikalische Theorien, aufbauend auf einem mathematischen Kern, reduzieren lasse. Das Ergebnis wäre, so hoffen immer noch einige Vertreter dieser Auffassung ganz unbeirrt, ein großes, integriertes Wissensgebäude, mit dem sich alle Phänomene dieser Welt auf allen ihren Aggregationsstufen durch die jeweils „darunter“ liegenden Theorien, einschließlich der nötigen Mikro-Makro-Verbindungen, versteht sich, erklären lassen. Mindestens ein Argument haben die Verfechter dieser Hoffnung auf ihrer Seite: Es gibt bisher *keinen* empirischen Sachverhalt, der mit dem Programm des Re-

duktionismus unvereinbar wäre.<sup>9</sup> Eine Implikation der Reduktion der speziellen Theorien auf allgemeinere ist nämlich, daß aus der allgemeineren Theorie kein Sachverhalt ableitbar sein darf, der einer der speziellen Theorien, die sie enthält, widerspricht. Und in der Tat: Keine der bisher erfolgten Reduktionen, wie etwa die der Gravitationstheorie auf die Relativitätstheorie, haben solche Widersprüche erbracht.

„Reduktion“ ist also alles andere als das Schrumpfen des Wissens, und „Reduktionismus“ ist daher auch keineswegs eine besonders engstirnige Form der monadischen Verbohrtheit, obwohl zahllose Soziologen nicht müde werden, sich das immer wieder einzureden. Oder, auf unseren Fall angewandt, noch einmal: Der Methodologische Individualismus und das Modell der soziologischen Erklärung sind eben *kein* „atomistischer“ Psychologismus, der das spezifisch „Soziale“ unter den Tisch fallen läßt. Ganz im Gegenteil!

### *Transformationsregeln*

Daß das Modell der soziologischen Erklärung alles andere als Psychologismus und Atomismus ist, zeigt sich ja gerade daran, daß es mit der Erklärung der individuellen Effekte eben *nicht* getan ist. Nun *muß* es von der Mikro- wieder auf die Makroebene *hinauf* gehen. Erst damit ist eine soziologische Erklärung abgeschlossen. Genau deshalb werden zur „reduktiven“ soziologischen Erklärung kollektiver Sachverhalte die Transformationsregeln benötigt – zur *Transformation* der einfachen Summe der Teile in das zu erklärende Makrophänomen. Und nur wenn man das übersieht, kann man auf Vorstellungen einer grundsätzlichen Emergenz und – dazu spiegelbildlich – solche von der grundlegenden Irreduzibilität sozialer Prozesse kommen. Erst wenn dieser Schritt trotz aller Bemühungen um die Formulierung geeigneter Transformationsregeln und der empirischen Begründung der zur Erklärung des „emergenten“ Phänomens nötigen individuellen Effekte (und sonstiger Randbedingungen) nicht gelingt, könnte man von „Emergenz“ sprechen – bis das Problem behoben ist.

Worum handelt es sich bei den Transformationsregeln nun aber genauer? Transformationsregeln sind, ganz allgemein gesagt, nichts weiter als im Prinzip *logische* Argumente, über die sich in Kombination mit gewissen formalen und empirischen Annahmen, individuelle Effekte in einen kollektiven Sachverhalt überführen lassen. Es sind weder bloße Beschreibungen, noch gar „Gesetze“, wengleich in ihnen Beschreibungen und Gesetze zur Anwendung kommen können.

---

<sup>9</sup> Vgl. Edward O. Wilson, Die Einheit des Wissens, Berlin 1998, insbesondere Kapitel 4-5

### *Ein Beispiel: Die Entstehung einer Freundschaft*

Das klingt noch sehr unanschaulich. Sehen wir uns daher zunächst einmal ein relativ einfaches Beispiel an: die Entstehung einer Freundschaft. Eine Freundschaft ist, ganz allgemein gesprochen, eine *Relation* zwischen zwei zuvor, in dieser Beziehung jedenfalls, „autonomen“ Akteuren.

Die Entstehung von Relationen ist ein besonders wichtiger Fall eines „emergenten“ kollektiven Phänomens, eines Phänomens mit gewissen Ganzheitseigenschaften. Und daher ist eine Freundschaft, obwohl es sich immer um eine sehr private Angelegenheit zwischen zwei Personen handelt, auch kein „Mikro“-Phänomen, sondern ein *kollektives* Makro-Ereignis, das sich in dieser Hinsicht, seiner Emergenz aus individuellen Effekten, von wirklichen „Groß“-Ereignissen, wie etwa dem Wandel einer ganzen Gesellschaft, *nicht* unterscheidet. Oder anders gesagt: Ob ein soziologischer Sachverhalt „Makro“ oder „Mikro“ ist, hat mit dem Vorliegen eines Aggregationsproblems zu tun – und eben nicht damit, ob es sich um viele oder nur um wenige Akteure handelt. Genau das hatte Niklas Luhmann wohl nicht verstanden, als er vom individualistischen Oktopus mit seinen Milliarden von Organen sprach und meinte, daß der Methodologische Individualismus alles nur als atomistisch gedachtes „Mikro“-Phänomen betrachte oder gar betrachten müsse.

Eine Freundschaft ist ein Spezialfall einer *sozialen Beziehung*. Darunter wird in der Soziologie allgemein eine von mehreren Personen *geteilte* Einstellung eines speziellen „Sinngehaltenes“ verstanden, über die sich die Akteure in bestimmten Situationen in ihrem „Sichverhalten“, wie Max Weber sagt, wechselseitig „orientieren“.<sup>9</sup> In dieser *Wechselseitigkeit* der Orientierung besteht die „Ganzheits“-Eigenschaft einer Freundschaft als *sozialem System*.

Für Freundschaften gehören zu dieser geteilten Einstellung in unserem Kulturkreis etwa eine gewisse Sympathie, die Kenntnis relativ intimer Details der Befindlichkeit des jeweils anderen, Vertrauen, Altruismus und Hilfsbereitschaft gerade in Notsituationen, eine gewisse Exklusivität des Umgangs miteinander, sowie bestimmte gemeinsame Überzeugungen und Werte, in denen sich jeder im anderen auch selbst bestätigt sehen kann, jedoch keine sexuell geprägte Liebesbeziehung und sicher auch kein „rational“-kalkulierender Umgang miteinander, wengleich alles das in gewissen Situationen auch eine Rolle spielen mag oder ineinander übergeht, wie das etwa bei den so genannten sehr guten Freunden oder unter Geschäftsfreunden auch der Fall sein mag.

Eine Freundschaft ist, kurz gesagt, eine *Koorientierung* von Akteuren mit einem speziellen Inhalt. Das ist das zu erklärende Phänomen. Es sei mit *F* bezeichnet. Wir wollen den Satz an inhaltlichen Besonderheiten, die die Beziehung einer Freundschaft als spezielle Koorientierung konstituieren, mit *f* abkürzen. Wie entsteht nun aber eine solche wunderbare Freundschaft? Die

<sup>9</sup> Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*. Grundriss der verstehenden Soziologie, 5. Aufl., Tübingen 1972 (zuerst: 1922), S. 13. Vgl. dazu auch noch Band 3, „Soziales Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“.

einfachste Kurzantwort der Soziologie der Freundschaftswahlen und der Bildung von Partnerschaften: durch *meeting* und *mating*.<sup>11</sup> Dahinter steckt aber ein im Einzelfall durchaus komplizierter Vorgang.

Der Beginn jeder möglichen Freundschaft ist danach zunächst immer das Zusammentreffen von Akteuren, das *meeting*. Daher sind für die Entstehung von Freundschaften die sog. Opportunitätsstrukturen wichtig: die nach Alter, Geschlecht, Berufsgruppe, Freizeitangeboten und Wohnort systematischen „Fokal“-Punkte, an denen sich Menschen mit bestimmten Eigenschaften, oft ganz unintendiert, treffen und darüber die Gelegenheit erhalten, Freundschaften schließen zu können: Kindergarten, Schule, Wochenmarkt, Vorlesung, Sekretariat, Gran Canaria, Tennisclub, Altersheim, Friedhof. Mit dem Treffen alleine ist es aber noch nicht getan. Jetzt muß es noch zur gemeinsamen, von den Akteuren geteilten Einstellung *f* kommen. Und das geht über den Prozeß des *mating*, für den es keinen griffigen deutschen Ausdruck gibt. Damit ist, etwas vereinfachend gesagt, die Entstehung von (Wert-)Über-einstimmungen gemeint, insbesondere durch die Entdeckung gemeinsamer Interessen, und zwar als Folge fortgesetzter Kontakte und der dabei gemachten positiven Erfahrungen. Alle einzelnen Schritte dabei sind Vorgänge, die von den beiden Akteuren jeweils für sich erlebt und initiiert werden und bei denen sich die anfänglichen Einstellungen der beiden Akteure in einer bestimmten Weise ändern – bis schließlich die Einstellung *f* mit allen ihren Details der jeweiligen kulturellen Definition des Codes und des Programms einer Freundschaft bei *beiden* Akteuren entstanden ist und sie in ihren *gemeinsamen* Orientierungen und ihrem Handeln leitet.

Wie entsteht eine solche Koorientierung nun aber? Wir wollen diese Erklärung in die Erklärung eines weiteren Sachverhaltes einbetten, das Phänomen nämlich, daß Freundschaften meist von der Art des „gleich und gleich gesellt sich gern“ sind, also, wie die Soziologie sagt, die Eigenschaft der Homophilie haben. Zunächst müssen dazu natürlich die individuellen Effekte erklärt werden, die zu dem Phänomen der Freundschaft als Koorientierung führen. Es muß, wie üblich, die Logik der Situation bestimmt und das daraus zu erwartende Handeln über eine Handlungstheorie erklärt werden.

Die Logik der Situation für die Entstehung von (homophilen) Freundschaften ist durch die Gelegenheitsstrukturen und die dadurch gesteuerten Chancen bestimmt, daß zwei Akteure mit mehr oder weniger großen Ähnlichkeiten aufeinandertreffen. Die Brückenhypothesen bestehen dann insbesondere in der Annahme, daß bei einer hohen Ähnlichkeit der Akteure die Erwartung für weitere erfreuliche Kontakte ansteigt. Das ist eine in die Brückenhypothese als feste

<sup>11</sup> Vgl. zur Erklärung der Entstehung von Freundschaften u.a. die Beiträge von Scott L. Feld, *The Focused Organization of Social Ties*, in: *American Journal of Sociology*, 86, 1981, S. 1015-1035; Maureen T. Hallinan, *The Process of Friendship Formation*, in: *Social Networks*, 1, 1978, S. 193-210; Paul F. Lazarsfeld und Robert K. Merton, *Friendship as Social Process: A Substantive and Methodological Analysis*, in: Morroe Berger, Theodore Abel und Charles H. Page, *Freedom and Control in Modern Society*, Toronto, New York und London 1954, S. 18-66; Lois M. Verbrugge, *The Structure of Adult Friendship Choices*, in: *Social Forces*, 56, 1977, S. 576-597; Christof Wolf, *Gleich und gleich gesellt sich. Individuelle und strukturelle Einflüsse auf die Entstehung von Freundschaften*, Hamburg 1996, insbesondere Kapitel 3: Theorien zur Entstehung von Freundschaften.

Annahme eingebaute Mini-Theorie, die besagt, daß es bei Kontakten unter ähnlichen Personen eher zu erfreulichen Erlebnissen kommt und daß sich darüber die Erwartungen für die Nutzenproduktion durch neue Kontakte erhöhen. Deshalb kann dann angenommen werden, daß das Strukturmerkmal der Ähnlichkeit der Akteure als Folge der Fokusstruktur beim meeting die Neigungen steigert, die Kontakte fortzusetzen. Damit wird, wieder natürlich unter Nutzung der Regeln der WE-Theorie, für jeden individuellen Akteur in Abhängigkeit der Strukturen des meeting erklärt, ob er die für das schließliche mating und die Entstehung der koorientierenden Einstellung  $f$  nötigen Kontakte fortsetzen will oder nicht.

Jetzt erst kann der dritte Schritt, derjenige von der Mikroebene wieder hinauf auf die Makroebene, beginnen. Weil hier Mikroereignisse mit Makrozuständen verbunden werden *müssen*, wird zunächst eine Regel benötigt, in der gewisse individuelle Effekte mit denkbaren Makrozuständen *logisch* verbunden werden – eine *Transformationsregel* eben. In unserem Fall ist sie nicht schwer zu finden. Die Transformationsregel  $TR_f$  für das kollektive Phänomen einer Freundschaft laute, so wollen wir nun explizit festlegen:

Das kollektive Ereignis einer Freundschaft  $F$  zwischen zwei Akteuren  $A$  und  $B$  besteht genau dann, wenn bei *beiden* Akteuren die Einstellung  $f$  entstanden ist und sie in ihrem Handeln (ko-)orientiert.

Die genannte Transformationsregel ist hier eine durchaus trivial erscheinende, wengleich logisch unverzichtbare Sache: Sie *definiert* das kollektive Phänomen als *Kombination* bestimmter individueller Effekte – gewisser Eigenschaften und Handlungen der Akteure  $A$  und  $B$  also.

Diese Regel alleine reicht jedoch, wie man sieht, nicht aus, denn das Vorliegen der Koorientierung  $f$  ist ja die Folge erst einer gewissen Konstellation der Fortsetzung von Kontakten, die sich an das meeting angeschlossen haben müssen, des Prozesses des mating eben. Sie ist das Ergebnis des Prozesses der „friendship formation“, wie das Lazarsfeld und Merton ausdrücken. Diesen Prozeß könnte man natürlich umständlich als längere Sequenz der allmählichen Konvergenz der Einstellungen nach dem Beginn der Kontakte modellieren, so wie das Lazarsfeld und Merton in ihrem Beitrag auch tun. Den längeren Vorgang des mating wollen wir hier aus Gründen der Vereinfachung jedoch durch eine einfache Annahme abkürzen, in der eine Art von quasigesetzlicher Regelmäßigkeit für den Prozeß und das schließliche Ergebnis einer gelingenden Freundschaftsformation in Abhängigkeit der Situation nach dem ersten Treffen formuliert ist:

Wenn zwei Akteure  $A$  und  $B$  nach einem ersten meeting jeweils für sich beschließen, die Kontakte fortzusetzen, dann entsteht daraus auch ein mating, die beide Akteure (ko-)orientierende Einstellung  $f$ .

Diese Annahme wollen wir als die Transformationsbedingung  $TB_f$  bezeichnen. Sie könnte jederzeit geändert und den oft ja viel komplizierteren Um-

ständen und Abläufen des mating angepaßt werden, etwa dahingehend, daß es bei der Entdeckung von Unverträglichkeiten in der Folge der zuerst fortgesetzten Kontakte zum Abbruch des Vorgangs kommt. Für unseren Zweck, der Demonstration des formalen Vorgehens bei der Transformation, reiche die angeführte einfache Annahme jedoch aus, daß ein fortgesetztes meeting zu einem erfolgreichen mating führe.

Nun fehlt nur noch Eines: die Information, ob die in  $TB_f$  formulierte „Randbedingung“ in Bezug auf die zuvor erklärten individuellen Effekte  $IE_f$  auch tatsächlich gegeben sind und tatsächlich die Kontakte fortgesetzt wurden. Hier gibt es ja nach Lage der Dinge vier Möglichkeiten: Weder A noch B setzten nach dem ersten meeting den Kontakt fort; A setzte fort, aber B nicht; B setzte fort, aber A nicht; beide setzten den Kontakt fort. Und *nur* wenn die vierte Möglichkeit gegeben ist – A *und* B setzten nach dem ersten meeting den Kontakt fort – läßt sich über die Transformationsregel  $TR_f$  und die Annahme  $TB_f$  ableiten, daß eine Freundschaft entstanden ist.

Das gesamte Argument der Transformation läßt sich dann als einfacher logischer Schluß zusammenfassen:  $(TR_f \wedge TB_f \wedge IE_f) \rightarrow F$ . Verbal und etwas umständlich klingend lautet die komplette Transformation der individuellen Effekte auf die Makroebene der Entstehung des sozialen Systems einer Freundschaft dann so:

*Wenn* die Transformationsregel  $TR_f$  „Das kollektive Ereignis einer Freundschaft F zwischen zwei Akteuren A und B besteht genau dann, wenn bei *beiden* Akteuren die Einstellung f entstanden ist und sie in ihrem Handeln (ko-)orientiert“ lautet, *und* wenn die Transformationsbedingung  $TB_f$  „Wenn zwei Akteure A und B nach einem ersten meeting jeweils für sich beschließen, die Kontakte fortzusetzen, dann entsteht daraus ein mating, die beide Akteure (ko-)orientierende Einstellung f“ tatsächlich gilt, *und* wenn der individuelle Effekt  $IE_f$  „Akteur A *und* Akteur B haben nach einem ersten meeting die Kontakte zum jeweils anderen fortgesetzt“ vorliegt, *dann* liegt das kollektive Phänomen einer Freundschaft F als Koorientierung an der Einstellung f vor.

Und das Ergebnis: Jetzt hat die Erklärungskette von der sozialen Situation einer Treffgelegenheit bis zur (homophilen) Freundschaft als kollektivem Phänomen keine logische oder empirische Lücke mehr: Die individuellen Effekte  $IE_f$  wurden zuvor wie üblich über die Logik der Situation und die Logik der Selektion erklärt und dann auf die Transformationsregel  $TR_f$  und auf die Transformationsbedingung  $TB_f$  angewandt. Die Transformationsregel  $TR_f$  wurde als Definition eingeführt und die Transformationsbedingung  $TB_f$  als vereinfachende bzw. idealisierende Annahme gesetzt. Die Erklärung ist jetzt vollständig und, wenn alle Annahmen und Bedingungen auch empirisch zutreffen, auch korrekt.

### Das Grundmuster der Transformation

Damit läßt sich die grundlegende Struktur der transformierenden Logik der Aggregation, des Übergangs von der Mikro- zur Makroebene also, zusammenfassend so angeben (vgl. Abbildung 1.1; vgl. auch Lindenberg 1977, S. 54ff.; Lindenberg und Wippler 1978, S. 221ff.):

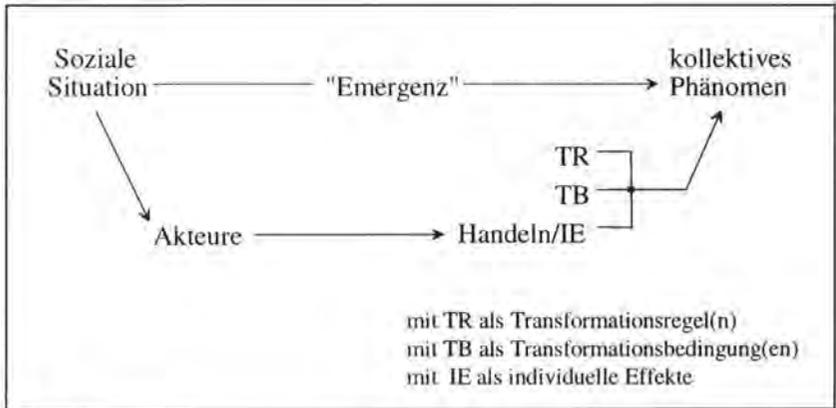


Abb. 1.1: Das Grundmuster der Transformation individueller Effekte in kollektive Phänomene

In einem ersten Schritt wird jeweils, wie üblich, das durch die soziale Situation strukturierte Handeln der Akteure erklärt, wobei die WE-Theorie als allgemeines nomologisches Gesetz fungiert und die Umstände in der sozialen Situation die Randbedingungen für dieses Gesetz sind. Das Handeln der Akteure bildet die individuellen Effekte, aus denen alleine sich das kollektive Explanandum jedoch, wie man sieht, noch nicht ergibt.

Das ist wohl der intuitive Grundgedanke der Emergenzbehauptungen und der Kritik an einem allzu einfachen „individualistischen“ Reduktionismus. Und er ist ja, wie man sieht, so auch durchaus nicht falsch oder abwegig. Was „mehr“ ist als die Summe der individuellen Effekte, sind die Transformationsregeln einerseits und einige, meist unvermeidliche, zusätzliche Annahmen, etwa über gewisse Vereinfachungen und Idealisierungen, um das Modell nicht zu kompliziert werden zu lassen, andererseits. Diese Annahmen könnten natürlich jederzeit im Rahmen des Prinzips der abnehmenden Abstraktion gelockert werden.

Die Aggregation der individuellen Effekte zu dem kollektiven Phänomen geschieht daran anschließend über drei Arten von Aussagen: Die Transformationsregel(n) TR, gewisse zusätzliche Annahmen und Bedingungen TB und

die zuvor „individuell“ erklärten individuellen Effekte IE – so wie wir das im Beispiel über die Emergenz einer Freundschaft gezeigt haben. Aus diesen drei Aussagen *zusammen* ergibt sich dann das kollektive Explanandum als *logische* Implikation. Die individuellen Effekte sind dabei ihrerseits Randbedingungen für die Anwendbarkeit der Transformationsregel, die bei dem Schritt der Aggregation also die Funktion eines „erklärenden“ Gesetzes übernimmt, obwohl sie kein solches Gesetz ist, sondern, etwa im obigen Beispiel, nur eine begriffliche Definition.

Das logische Argument der Transformation der individuellen Effekte in das kollektive Phänomen sieht formal also ganz ähnlich aus wie eine „übliche“ H-O-Erklärung: Es gibt ein „Gesetz“, die Transformationsregel TR nämlich, und gewisse „Randbedingungen“, TB und IE, und daraus wird der interessierende Effekt logisch abgeleitet. Dieser Eindruck ist auch nicht falsch, denn es handelt sich auch bei der Logik der Aggregation wie bei einer H-O-Erklärung um einen logischen Schluß. Der wichtigste Unterschied ist nur der: Die Transformationsregel ist *kein* empirisches „Gesetz“, sondern eine *analytische* Regel, hier eine Definition. Gleich unten werden wir noch andere Arten solcher analytischer Regeln kennenlernen, die als Transformationsregeln dienen können.

Die „Logik“ der Aggregation ist offensichtlich also ein *formal-logischer* Schritt, bei dem die *empirischen* Umstände aus den individuellen Effekten mit den *analytischen* Festlegungen der Transformationsregel(n) und der Annahme von weiteren (Rand-)Bedingungen kombiniert werden.

An dem Schema sieht man jetzt auch ganz gut, was mit dem Begriff einer Tiefenerklärung gemeint ist: Statt auf der beschreibenden Oberfläche der „Emergenz“ eines „an sich“ unverständlichen und unerklärlichen korrelativen Zusammenhangs von sozialen Situationen und kollektiven Ereignissen zu bleiben, wird jetzt der genaue *kausale* (Mikro-)Mechanismus des Geschehens mit allen seinen riskanten Anschlüssen und Makro-Mikro-Makro-Übergängen empirischer wie analytischer Art erkennbar. Und mit der Notwendigkeit, in der Kette der Erklärungsschritte keine Lücke lassen zu dürfen, wird der Sozialwissenschaftler mit sanfterm Zwang, aber nachhaltig dazu gebracht, vieles explizit auszusprechen und aufzuschreiben, was er vorher nur „elliptisch“ skizziert hatte oder woran er vorher oft genug nicht einmal denken konnte. Deshalb gerät schon das einfache Beispiel mit der Freundschaft und der Homophilie derselben so kompliziert. Erst darüber gelingt es, das Geheimnis der „Emergenz“ eines kollektiven Phänomens zu lüften: Zwar ist das Ganze sicher (meist) mehr als die bloße Summe seiner Teile, aber wir wissen mit der gelungenen Transformation, was es mit diesem „mehr“ auf sich hat.

### Arten von Transformationsregeln

Neben der im Beispiel der Entstehung einer Freundschaft benutzten Art einer Definition als Transformationsregel gibt es noch einige andere Formen (vgl. dazu insbesondere Lindenberg 1977, S. 52-57, 64-78; Lindenberg und Wippler 1978, S. 223ff.). Wir wollen dabei nach einfachen und komplexen Transformationsregeln unterscheiden, und dann darin noch einmal nach verschiedenen Varianten.

#### Einfache Transformationsregeln

Zu den *einfachen* Transformationsregeln zählen zunächst die sog. partiellen Definitionen und dann die, so wollen wir sie nennen, einfachen statistischen Aggregationen.

Transformationsregeln in der Form von *partiellen Definitionen* sind *begriffliche* Festlegungen, wann von einem bestimmten kollektiven Ereignis überhaupt gesprochen werden soll.

Das war im Beispiel der Entstehung einer Freundschaft die begriffliche Festlegung, daß von einer Freundschaft dann gesprochen werden *soll*, wenn die Bedingung *empirisch* erfüllt ist, daß sowohl ein Akteur A wie ein Akteur B bestimmte Eigenschaften haben, nämlich die Einstellung *f* als Koorientierung. Die Festlegung erfolgte also im Hinblick auf bestimmte Konstellationen der individuellen Effekte – ganz einfach und zwingend, weil ansonsten das Erklärungsziel, die Erklärung der Emergenz einer Freundschaft als Folge des Handelns von Akteuren, nicht erreichbar wäre. In ähnlicher Weise könnte man festlegen, daß, beispielsweise, eine Stathierarchie, etwa zwischen zwei Akteuren A und B, genau dann entstanden ist, wenn der Akteur A von Akteur B mehr soziale Wertschätzung erhält als umgekehrt und wenn darüber bei diesen beiden Akteuren eine geteilte Orientierung besteht. Das könnte man leicht auf N-Personen-Systeme für die Asymmetrien sozialer Wertschätzung unter den Akteuren A, B, C, ... N übertragen und so zur Definition der Bedingungen für die Emergenz von Statussystemen beliebiger Größe kommen.

Bei den partiellen Definitionen besteht die Transformationsregel also aus einer logischen Äquivalenz, die über eine, im Prinzip natürlich auch anders mögliche, Konvention eingeführt wird. „Partiell“ heißen diese Definitionen deshalb, weil man etwa Freundschaften und Stathierarchien durchaus auch anders „definieren“ könnte.

Partielle Definitionen sind im übrigen der erste Schritt bei *jeder* Transformation von der Mikro- zur Makroebene. Sie lösen das Problem der deskriptiven Emergenz: die Formulierung des kollektiven Phänomens in Bezug auf individuelles Handeln. Nun erst *kann* die (Tiefen-)Erklärung beginnen. Das heißt, daß für die Zwecke einer soziologischen Erklärung zunächst *jedes* kol-

lektive Explanandum, zumindest „partiell“, als Ergebnis individueller Effekte begrifflich definiert werden *muß*. Erst daran können sich andere Regeln der Transformation anschließen.

*Statistische Aggregationen* sind formale bzw. mathematische Operationen der Überführung individueller Effekte in zusammenfassende statistische Kennzahlen, wie etwa Mittelwerte, Raten und Proportionen, Varianzen, Korrelations- und Regressionskoeffizienten oder empirische Typologien. Die jeweiligen Algorithmen der Kennzahlen sind dabei die Transformationsregeln. Die dabei zu beachtenden Annahmen, etwa die der Nicht-Korrelation der Fehlerterme bei der Berechnung von Regressionskoeffizienten, gehören zu den weiteren (Rand-)Bedingungen der Anwendung der Transformationsregeln. Und die individuellen Effekte sind die empirischen „Daten“, mit denen dann die jeweiligen Kennzahlen berechnet werden. Algorithmus, Annahmen und Daten erzeugen zusammen die Kennzahl, aus der das kollektive Phänomen „besteht“. „Einfach“ sind diese statistischen Transformationsregeln keineswegs immer: Wer beherrscht schon, gar auf Seiten derjenigen, die nicht müde werden, den Methodologischen Individualismus und das Modell der soziologischen Erklärung zu kritisieren und die statistischen Aggregationen als simplen Reduktionismus zu geißeln, alle Feinheiten etwa der Regressionsrechnung wirklich? Die „Einfachheit“ bezieht sich nur auf die Art der „Logik“ der damit möglichen Aggregationen: Es sind kollektive Sachverhalte, die sich in gewisser, wengleich in oft durchaus kompliziert zu berechnender, Weise tatsächlich „nur“ als „Summe“ der Teile, der individuellen Effekte nämlich, ergeben. Und in jedem Fall handelt es sich bei der Ableitung der kollektiven Effekte um eine von empirischen Umständen geleitete, ansonsten aber rein *analytische* Prozedur, ebenfalls also um eine Art von *logischem* Schluß.

### *Komplexe Transformationsregeln*

Zwei Arten komplexer Transformationsregeln seien unterschieden: Institutionelle Regeln und formale Modelle.

Bei den *institutionellen Regeln* geht es um die Transformation von individuellen Effekten in ein kollektives Ereignis durch *soziale* Prozesse, von denen angenommen wird, daß sie normalerweise fraglos an gewisse Konstellationen individueller Effekte anschließen. Die „Regel“ besteht also in der Annahme der ansonsten in diesem Schritt nicht weiter problematisierten Regelmäßigkeit *empirischer* sozialer Abläufe, die sich an die individuellen Effekte erwartbar anschließen und daher „wie“ ein „logischer“ Schritt behandelt werden können, obwohl sie es – strenggenommen – natürlich nicht sind.

Das hört sich komplizierter an, als es normalerweise ist. Das einfachste Beispiel für eine solche institutionelle oder soziale Transformation ist die Überführung des „rohen“ Wahlergebnisses der einzelnen Wählerstimmen, etwa bei einer Bundestagswahl, in die schließliche Sitzverteilung in einem Parlament. Die individuellen Effekte sind die auf die verschiedenen Parteien entfallenden Stimmen. Eine erste einfache Aggregation sind dann jeweils die Prozente, die auf die einzelnen Parteien entfallen. Die Sitzverteilung im Parlament, aus der sich ja dann erst alles weitere ergibt, wird aber nach gewissen institutionellen Regeln vorgenommen: Gibt es das Mehrheits- oder das Verhältniswahlsystem? Besteht eine Mindestklausel für die Zuteilung von Parlamentssitzen, etwa die 5%-Klausel, wie sie hierzulande üblich ist? Gibt es sonst noch spezielle Regeln, wie die, daß auch diejenige Partei in das Parlament einziehen darf, die mindestens drei Direktmandate gewonnen hat? Nach welchem System werden die Sitze im Verhältniswahlsystem verteilt, etwa nach d'Hondt? Gibt es dann noch so etwas wie Überhangmandate oder Minderheitenrechte? Und so weiter. Die Verteilung der Sitze ist normalerweise ein „automatischer“ Vorgang, den die Computer der Wahlforscher sofort immer mitberechnen, obwohl natürlich „hinter“ der Umsetzung Akteure stecken, die dafür sorgen, daß schließlich auch wirklich die „richtige“ Zahl an Parlamentariern die Abgeordnetensitze belegen.

Die einfache Botschaft aus allen diesen denkbaren Komplikationen ist dann jene hier: Die jeweiligen institutionellen Regeln bilden die Transformationsregeln, über die die individuellen Effekte der reinen Anzahlen bzw. der einfachen Proportionen in das gesuchte kollektive Ereignis überführt werden. Das ist, wie man sieht, schon anders als bei den partiellen Definitionen und den statistischen Aggregationen, keine bloße analytische Transformation mehr, sondern eine, die auf *realen* sozialen Prozessen und erwartbaren sozialen Regelmäßigkeiten beruht: Auf der *Geltung* der institutionellen Regeln in der betreffenden Gesellschaft. Und deshalb muß, wenn man ganz genau sein will, auch noch als zusätzliche (Rand-)Bedingung angenommen werden, daß im gegebenen Fall die Akteure sich an die institutionellen Regeln auch *wirklich* halten – und daß etwa nicht, wie in den sog. Bananenrepubliken dem Hörensagen nach, das Militär zu putschen beginnt, wenn ihm das Wahlergebnis nicht ins Konzept paßt. Es bleibt aber auch jetzt bei dem grundlegenden formalen Muster aus Abbildung 1.1: Transformationsregeln, angenommene (Rand-)Bedingungen und die individuellen Effekte überführen *zusammen* das Handeln der – in unserem Beispiel etwa 60,5 Millionen – individuellen Wahlberechtigten in *ein* Parlament. Von „Oktopus“ also keine Rede.

Von da aus entsteht ein neues interessantes Erklärungs- bzw. Transformationsproblem, dem man jetzt nachgehen könnte: Welche Regierung wird nun gebildet? Im Fall der absoluten Mehrheit und einer geschlossenen Partei bzw. Fraktion ist dieser Schritt relativ einfach: Jetzt wird der Kanzlerkandidat mit hoher Wahrscheinlichkeit wirklich Kanzler, und keiner zuckt mehr mit irgendwelchen Augenbrauen. Bei unklaren Mehrheiten und internen Spaltungen der Parteien und Fraktionen ist die Sache natürlich schwieriger. Aber um auch diesen, manchmal sehr verzwickten, Schritt von den „individuellen“ Parlamentariern zu der *einen* Regierung und zu dem *einen* Bundeskanzler als emergenten Ereignissen auf der Grundlage einer Vielzahl individueller Effekte nach der Wahl des Wahlvolkes zu tun, gibt es (inzwischen) eine ganze Reihe von theoretischen Instrumenten, die hier als Transformationsregeln dienen können,

Verhandlungs- und Koalitionstheorien zum Beispiel. Und das Ergebnis ist in jedem Fall: die Erklärung der Ordnung eines großen Kollektivs als Ergebnis des Agierens vieler individueller Akteure. Das auch noch einmal zu Luhmanns Vorstellung vom vielarmigen Oktopus des Methodologischen Individualismus!

Damit sind wir bei der zweiten Art von komplexen Transformationsregeln angelangt – bei den *formalen Modellen*. Das sind, ebenfalls: mehr oder weniger, komplizierte Algorithmen, über die sich die Aggregation individueller Akte zu typischen kollektiven Phänomenen ableiten lassen – unter jeweils anzunehmenden, oft stark idealisierenden, Bedingungen.<sup>11</sup> Ein Beispiel dafür sind die Schwellenwertmodelle aus Abschnitt 10.4 in Band 1, „Situationslogik und Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“: Je nach empirischer Verteilung der individuellen Eigenschaften der Akteure ergibt sich ein typisch anderer Prozeß der „Interaktion“ der individuellen Akteure mit einem typischen kollektiven Ergebnis. Zwei Arten solcher formaler Modelle können unterschieden werden: Situationsmodelle und Prozeßmodelle.

Zu den *Situationsmodellen* zählen insbesondere die Modelle der sog. Spieltheorie. Darin werden typische Konstellationen sozialer Situationen modelliert und – unter der Annahme des „rationalen“ Handelns der Akteure – typische aggregierte, oftmals gegen die Interessen der Akteure gerichtete, Ergebnisse abgeleitet – die sog. Lösungen der Spiele, insbesondere im Aufspüren von sog. Gleichgewichten. Die Spieltheorie kann insofern als eine Ansammlung von formalen Transformationsregeln (und von Brückenhypothesen!) für bestimmte Typen sozialer Situationen angesehen werden. In Band 3 über „Soziales Handeln“ dieser „Speziellen Grundlagen“ werden wir darauf noch sehr ausführlich eingehen. Die o.a. Schwellenwertmodelle sind, als Spezialfall sog. Diffusionsmodelle, ein Beispiel für die *Prozeßmodelle*. Darin werden typische Sequenzen von aneinander anschließenden Situationen, individuellen Effekten und aggregierten Folgen modelliert, die dann wieder, zusammen mit bestimmten (Rand-) Bedingungen, der Ausgangspunkt für die nächste Sequenz sind – bis zu einem bestimmten Ergebnis, das u.U. auch wieder ein Gleichgewicht sein kann, oder aber auch eine Art von Oszillation, eine Amplifikation, ein Verfall – oder eine Geschichte der „Evolution“ des Prozesses ohne ersichtliches Ende (vgl. dazu auch noch Abschnitt 7.3 und 7.4 in diesem Band, sowie vor allem Band 4, „Opportunitäten und Restriktionen“, dieser „Speziellen Grundlagen“).

Auch bei den formalen Modellen gibt es wieder die typische Kombination von (formaler) Transformationsregel in Form eines Algorithmus, etwa dem des logistischen Wachstums bei der Diffusion einer Neuerung, den zur Anwendung nötigen idealisierenden (Rand-)Bedingungen und den zuvor wieder jeweils „situationslogisch“ erklärten individuellen Effekten. Gerade in den formalen Modellen zeigt sich die Stärke des Vorgehens: Jetzt werden oft ganz unglaubliche „Emergenzen“ erkenn- und erklärbar, wie die, daß unter speziellen

---

<sup>11</sup> Vgl. für eine aktuelle Übersicht über die wichtigsten Typen formaler Modelle für die Soziologie: Volker Müller-Benedict, Selbstorganisation in sozialen Systemen. Erkennung, Modelle und Beispiele nichtlinearer sozialer Dynamik, Opladen 2000.

Umständen in der Tat ein Schmetterlingsschlag ausreicht, um einen massiven kollektiven Effekt auszulösen, während bei äußerlich scheinbar gleichen Umständen auch größte Anstrengungen nichts an Änderungen zu bewirken scheinen. Die formalen Modelle, zu denen auch solche der sog. Chaos- und Katastrophentheorie gehören, sind Instrumente zur kausalen Erklärung von ansonsten ganz unerklärlich, nicht-kausal und „nicht-linear“ erscheinenden kollektiven Effekten<sup>12</sup>. Um sie formal zu verstehen, muß man einiges an Mathematik beherrschen. Und um sie verständlich auf ein inhaltliches Problem anzuwenden, muß man einiges von der Soziologie und den realen Gesellschaften wissen. Nur selten paaren sich die drei Begabungen und Kompetenzen.

#### *Die Flexibilität von Transformationsregeln und Transformationsbedingungen: Das Beispiel der Ehescheidung*

Die Transformationsregeln und die Transformationsbedingungen sind keine fixen Angelegenheiten, sondern fast immer Mischungen aus konventionellen Festlegungen, formalen Modellen und „gesellschaftlich“ bestimmten Regeln der sozialen Überführung individueller Zustände in einen kollektiven Sachverhalt. Deshalb sind sie, obwohl es sich formal um analytische Regeln handelt, nicht nur von gewissen, immer auch anders möglichen Entscheidungen und der Verfügbarkeit und Weiterentwicklung der formalen Modelle, sondern auch sehr von *inhaltlichen* und *historischen* Entwicklungen abhängig, wie das schon das Beispiel über die Logik der Aggregation von Wahlen in Regierungen und deren Abhängigkeit von der Stabilität des jeweiligen Wahlsystems gezeigt hat. Manchmal ändert sich sogar die „transformierende“ Definition des kollektiven Ereignisses als Folge *gesellschaftlicher* Vorgänge. Das hat sich etwa bei der Erklärung von Ehescheidungen gezeigt. Eine Scheidung ist ja zunächst nur ein juristischer Akt, und man könnte das „emergente“ Ergebnis „Scheidung“ als den vollzogenen juristischen Akt (partiell) definieren. Welche individuellen Effekte aber führen über gewisse Transformationsbedingungen zu dem juristischen Akt, der die Auflösung der Beziehung besiegelt?

Der letzte Schritt ist sicher der Spruch des Richters. Jeder Ehescheidung geht aber, so wollen wir voraussetzen, der psychologische Tod der Ehe voraus: Mindestens einer der Partner sieht die Ehe in ihrer inhaltlichen Definition als nicht mehr existent an und möchte sie beenden. Zu-

---

<sup>12</sup> Siehe dazu auch u.a. Renate Mayntz und Birgitta Nedelmann, Eigendynamische soziale Prozesse. Anmerkungen zu einem analytischen Paradigma, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 39, 1987, S. 648-668.

vor muß viel geschehen sein, das auch vorher erklärt werden muß: die Feststellung von Unverträglichkeiten, der anschließende Verfall der Ehequalität, darüber dann die Zunahme von Unzufriedenheiten, die Suche nach einem neuen Partner und der Wechsel in der Orientierung, daß diese Ehe noch eine Zukunft habe. Das alles sind natürlich Dinge, die die Akteure in Abhängigkeit von ihren jeweiligen Situationen durch ihr Handeln und ihre Interaktionen tragen, wengleich oft genug in Form von unintendierten Eigendynamiken, Fallen, Verflechtungen und Pfadabhängigkeiten.

Auf dem Weg vom psychischen Tod der Ehe zur letztlich juristischen Scheidung gibt es nun aber unterschiedlich festgelegte Wege, die die Akteure selbst nicht alleine in der Hand haben, sondern von institutionellen Regeln bestimmt sind. Vor der Reform des Scheidungsrechtes im Jahre 1977 war es beispielsweise notwendig, daß *beide* Partner gleichzeitig die Scheidung wollten, danach reichte die Erklärung nur *eines* Partners und, bei Widerstreben, eine gewisse Wartefrist. Danach war kein Widerspruch mehr möglich, und die Ehe wurde geschieden, wenn nur einer der Partner dazu den Antrag stellte. Es gibt also, sozusagen, zwei verschiedene Transformationsbedingungen für eine Scheidung, eine für die Zeit vor und eine für die Zeit nach 1977.

Die Transformationsbedingung für die Zeit vor 1977 sah so ähnlich aus wie unsere Transformationsbedingung für die Entstehung einer Freundschaft oben: „Wenn die verheirateten Akteure A und B erklären, die Ehe scheiden lassen zu wollen, dann entsteht das kollektive Ereignis einer Ehescheidung“. Für die Zeit nach 1977 ist die Sache etwas anders: „Wenn die verheirateten Akteure A *und/oder* B erklären, die Ehe scheiden zu lassen, dann entsteht das kollektive Ereignis einer Ehescheidung“.

Auch hier sind natürlich wieder weitere Randbedingungen der Transformation zu beachten, wie etwa die, daß die Wartefristen wirklich eingehalten wurden und daß es keine sonstigen Hindernisse für eine formale Scheidung gibt, wie etwa eine lange Verzögerung der Berechnung des Versorgungsausgleichs. Aber die Angelegenheit hat sich schon deutlich geändert. Aufgrund einer bestimmten historischen Entwicklung *mußte* die Transformationsbedingung für das kollektive Ereignis der Ehescheidung geändert werden.

### *Mehrfache Transformationen*

Scheidungen sind, wie die Freundschaftswahlen, theoretisch gesehen natürlich „Makro“-Phänomene, weil es zu ihrer Erklärung einer Logik der Aggregation und gewisser Transformationsregeln zwingend bedarf, auch wenn es im Einzelfall nur um zwei Personen geht. In den soziologischen Untersuchungen interessieren dann aber meist nur so etwas wie Scheidungsraten oder gewisse Kovariationen, wie etwa der Einfluß der Kinder oder der Zugehörigkeit zu einer gewissen Heiratskohorte auf das Scheidungsrisiko. Raten und Kovaria-

tionen sind ihrerseits natürlich auch wieder Aggregationen. Sie werden über „einfache“ statistische Aggregationen der jeweiligen „individuellen“ Scheidungen berechnet. Für die Erklärung von bestimmten Scheidungsraten oder Kovariationen bedarf es also einer doppelten Transformation: Von den individuellen Effekten, besorgt durch die Handlungen der Akteure, die das Paar ausmach(t)en, zur Scheidung als erstem emergentem Phänomen des Zusammenbruchs einer Beziehung; und von der „individuellen“ Scheidung zum zweiten emergenten Sachverhalt, zur Scheidungsrate bzw. zur Kovariation mit der Scheidung als abhängiger Variable. Zwar muß man nicht immer alle diese Schritte im Einzelnen neu durchdeklinieren. Aber es ist manchmal ganz hilfreich, sich auch etwas genauer anzusehen, wie voraussetzungsvoll und von wievielen Dingen abhängig die Aggregation selbst so einer schlichten Größe wie der Scheidungsrate ist.

### *Die Kombination der Transformationsregeln*

Selten gibt es ein soziologisches Erklärungsproblem, das sich schon mit einer Sorte von Transformationsregeln lösen ließe. Das Beispiel mit der Regierungsbildung und mit der Ableitung der Scheidungsraten hat das schon gezeigt. Deshalb ist es ratsam, sich vorsorglich mit allen denkbaren Formen und Varianten von Transformationsregeln zu wappnen oder sie sich anzueignen, wenn es dann soweit ist. Die Kunst der erklärenden Modellierung besteht dann vor allem darin, das jeweilige inhaltliche Problem so zu zerlegen, daß an den verschiedenen kritischen Stellen des Erklärungsargumentes jeweils das „passende“ Modell der Transformation steht. Und dazu muß man diese Modelle möglichst vorher schon einmal kennengelernt haben.

Im Beispiel der Bundestagswahl im September 1998 kämen dafür also in Frage: die Berechnung der Proportionen aus den auf die Parteien entfallenden Stimmen, die Anwendung der Bestimmungen des Wahlsystems, insbesondere die der 5%-Klausel, auf dieses Ergebnis, ein Verhandlungsmodell und eine Koalitionstheorie, etwa, für die Erklärung der Entstehung der rot-grünen Koalition und der schließlichen Wahl von Bundeskanzler Schröder als – nicht überall intendierter – Effekt jener historischen Situation auf die einzelnen Wähler, die man grob wohl mit „Spätphase der Ära Kohl“ umschreiben könnte. In ähnlicher Weise ließen sich dann auch schon für mehr generalisierende inhaltliche Konstellationen und Sequenzen typische Anordnungen von Transformationsmodellen benennen, etwa für den typischen Verlauf eines ethnischen Konfliktes (vgl. dazu auch noch Kapitel 8 unten in diesem Band): Am Beginn steht die strategische Situation eines sog. Konstantsummenspiels zwischen zwei Gruppen, etwa ein Sprachenstreit. Dann „muß“ das Problem des kollektiven Handelns für diese Gruppen gelöst werden, wobei die nach der Verteilung von Schwellenwerten zu erwartende Mobilisierung der nächste Schritt wäre. Ist der Konflikt einmal angelaufen, läßt sich mit Hilfe des Modells des sog. Gefangenendilemmas leicht zeigen, warum er „von alleine“ nicht aufhören kann – bis zu dem Zeitpunkt, zu dem sich durch den Konflikt die Ressourcen in einem solchen Maß

erschöpfen, daß sich das Gefangenendilemma in ein sogenanntes Chicken-Game verwandelt, bei dem jetzt wenigstens so etwas möglich ist, wie auch einseitige Angebote für einen Waffenstillstand.

Einen Teil der in den beiden Beispielen verwendeten Konzepte werden Sie noch nicht verstehen können, wie etwa den Begriff des Chicken Game. Es sind Hinweise auf inzwischen gut etablierte Modelle von Transformationsregeln für typische Konstellationen von Situationen. Die noch folgenden Bände dieser „Speziellen Grundlagen“ sind, neben vielem anderen, auch Sammlungen von solchen Transformationsmodellen für typische Erklärungsprobleme. Sie kann man, sozusagen, als fertige Module aus der Werkzeugkiste des soziologischen Modellbaus herausnehmen und an der inhaltlich jeweils passenden Stelle einsetzen. Dazu muß man sie freilich erst einmal in ihrem Sinn und in ihrer Logik verstanden haben. Hat man sie aber so verstanden, dann bereitet es oft keine besondere Mühe mehr, in den bunten Daten der realen Welt auch die meist immer etwas verborgenen Grundstrukturen der Modelle (wieder) zu erkennen. Und jetzt erst kann die soziologische Phantasie so richtig ihre Flügel breiten und zum – analytisch gesteuerten und daher besonders eleganten – Fluge ansetzen.

### *Strukturmodelle*

Für bestimmte Konstellationen von auch schon *inhaltlich* etwas mehr gefüllten Situationen gibt es dann bereits so etwas wie komplette Musterlösungen in Form typischer Kombinationen von Transformationsregeln. Solche Musterlösungen für typische inhaltliche Erklärungsprobleme werden auch als *Strukturmodelle* bezeichnet (vgl. auch dazu noch Kapitel 8 in diesem Band).

Eines der besten Beispiele für ein solches Strukturmodell wäre dasjenige, das Albert O. Hirschman für den Zusammenhang zwischen Unzufriedenheit, Protest und Loyalität entwickelt hat.<sup>13</sup> Der Ausgangspunkt ist eine Situation, in der ein Akteur feststellen muß, daß sich die Leistungen der sozialen Umgebung, in der er sich befindet, verschlechtern, etwa daß die Qualität des Autos, das er bisher immer von einer bestimmten Marke gekauft hatte, plötzlich zu wünschen übrig läßt. Dabei wird angenommen, daß der Akteur von diesen Leistungen bisher viel hatte und daher in gewisser Weise daran hängt. Das ist die Loyalität des Akteurs, im Beispiel also die Markentreue. Unter dieser Bedingung wird der Akteur zunächst über Proteste versuchen, die soziale Umgebung wieder zur alten Leistung zurückzubringen. Und erst wenn das nach einigen Versuchen fehlschlägt, wird er sich eine andere Umgebung, einen „exit“ also,

---

<sup>13</sup> Albert O. Hirschman, *Exit, Voice, and Loyalty. Responses to Decline in Firms, Organizations, and States*, Cambridge, Mass., 1970; deutsch: *Abwanderung und Widerspruch. Reaktionen auf Leistungsabfall bei Unternehmungen, Organisationen und Staaten*, Tübingen 1974.

suchen. Und das heißt hier: Er wechselt die Automarke. In allen diesen Fällen tritt nach Hirschman dann auch das ein: Haben die Proteste schließlich keinen Erfolg, dann kommt es zum exit. Es wird dann schließlich doch, wie zuvor beim Auto, eine neue Frau bzw. ein neuer Mann gesucht, das Seminar geschwänzt oder schlicht ausgewandert. Und die Folge: Der Qualitätsverfall füttert die Unzufriedenheit und darüber den Protest. Abwanderung und Widerspruch stehen jedoch in einem einander begrenzenden Verhältnis: Wenn es leichte Möglichkeiten zur Abwanderung gibt, dann wird der Protest geringer und die Produktqualität kann auch dauerhaft absinken. Abwanderung unterminiert also nach dem Strukturmodell von Exit, Voice und Loyalty die Wahrscheinlichkeit für individuelle oder kollektive Bemühungen der „Reform“. Das gilt für Aktienbesitzer, für Ehepaare und für die Klasse der Arbeiter: Wenn andere Aktien leicht erwerbbar, andere Partner leicht verfügbar oder die Möglichkeiten unbegrenzt sind (oder wenigstens so erscheinen), dann schwindet der Protest – und das jeweilige System bricht eventuell wegen Auszehrung zusammen.

Bei Hirschman wird das hier nur verbal beschriebene Modell in seinen wichtigsten Einzelheiten ausführlich auch formal begründet – als eine analytisch ableitbare Folge von Effekten unter bestimmten, aneinander anschließenden Bedingungen. Es ist, sozusagen, eine nunmehr als *ein* Transformationsmodell fungierende Kombination verschiedener Teile einzelner Situationstypen und darauf passender Transformationsregeln, zugespitzt auf einen schon stark inhaltlich bestimmten Fall: Die Reaktion von Akteuren auf Leistungsabfall bei Loyalität. Dieses Strukturmodell kann man nun auf *inhaltlich* ähnliche Sachverhalte übertragen und als fertiges Erklärungsmodul anwenden, in denen es zu Leistungsabfall bei Loyalität kommt.

Eine solche „analoge“ Übertragung des Strukturmodells wäre etwa die auf eheliche Konflikte als Reaktion auf den Verfall des sog. Ehegewinns unter sich einander im Grunde immer noch liebenden Gatten. Auch wäre eine Anwendung etwa auf Beschwerden von Studenten über die schlechte Vorbereitung des Dozenten in einem Seminar denkbar und sinnvoll, das sie an sich ganz interessant und wichtig finden. Und sicher wäre das Modell auch auf den Protest gegen die herrschende Regierung anwendbar, gerade dann, wenn die Bürger ihr Land lieben, aber mit ansehen müssen, wie es heruntergewirtschaftet wird.

Freilich müßte dabei immer wieder sehr sorgfältig geprüft werden, ob die (Rand-)Bedingungen für die Anwendung auch gegeben sind. Aber das ist ja für alle Transformationen und ihre immer auch vereinfachenden Annahmen erforderlich. Was wäre beispielsweise im Falle der sog. Protestwähler? Wäre auch hierauf das Strukturmodell von Hirschman anwendbar, da diese Wähler ja eine *andere* Partei wählen, um der Partei, an der sie hängen, einen Denkmittel zu verpassen? Oder wie war es in der DDR, als ein exit so gut wie unmöglich und auch dem Protest nur enge Grenzen gezogen waren und es trotzdem zum Schluß zu einer für das Regime desaströsen Interaktion von Abwanderung und Widerspruch kam?<sup>14</sup>

<sup>14</sup> Vgl. dazu die Modifikation des Exit-Voice-Modells durch Hirschman selbst angesichts der Besonderheiten des Untergangs der DDR. Hier spielten, wenigstens in der letzten Phase

Strukturmodelle sind außerordentlich hilfreiche Instrumente, weil jetzt vieles von ansonsten mühseliger Modellierungsarbeit abgekürzt werden kann. Es ist wohl das, was Robert K. Merton einmal als „Theorien mittlerer Reichweite“ bezeichnet hat.<sup>15</sup> Leider gibt es (noch) nicht viele davon in der Soziologie, und wenn die Soziologie eine spezielle Aufgabe hat, die sie – und *nur* sie – erfüllen kann, dann wäre es diese: die Formulierung und Weiterentwicklung von solchen Strukturmodellen oder „Theorien mittlerer Reichweite“ für die grundlegenden sozialen Prozesse – soziale Ordnung, soziale Differenzierung, soziale Ungleichheit und sozialer Wandel. Immerhin sind die Anfänge dazu durchaus schon gemacht.

---

des Bestands der DDR, der Protest gegen das Regime *und* die Abwanderung in der Erzeugung des Zusammenbruchs ineinander – und wechselten eben nicht ab, wie im ursprünglichen Modell. Vgl. Albert O. Hirschman, Abwanderung, Widerspruch und das Schicksal der Deutschen Demokratischen Republik. Ein Essay zur konzeptuellen Geschichte, in: *Leviathan*, 20, 1992, S. 332ff.

<sup>15</sup> Robert K. Merton, *Social Theory and Social Structure*, 11. Aufl., New York und London 1967, S. 9.



## Kapitel 2

# Akteure und soziale Systeme

Die Grundlage der alltäglichen Reproduktion der Menschen sind die *Produktion* von Ressourcen und deren *Verteilung*. Produktion und Verteilung sind die Basis der *Nutzenproduktion*, von der letztlich alles abhängt. Die Produktion des Nutzens ist nun aber keine Angelegenheit, die in Einsamkeit und Freiheit zu bewältigen wäre, sondern muß „organisiert“ werden. Und um die Organisation der Nutzenproduktion dreht sich daher alles, was in der Gesellschaft geschieht: Welche Institutionen, sozialen Gebilde und Strukturen entstehen, wie sie sich intern untergliedern, welche Unterschiede zwischen den Menschen bestehen, welche Werte gelten und welche Überzeugungen das Handeln leiten und ob es Bestrebungen gibt, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu ändern. Die gesellschaftliche Nutzenproduktion geschieht an zahllosen Plätzen und über sehr unterschiedliche Arten der Organisation: in Familien und Verwandtschaften, in Haushalten, Betrieben und Behörden, auf Wochenmärkten oder bei Kaffeefahrten, in Kegelclubs oder in den vielen „Szenen“ der Jugendkultur, in dem „Milieu“ der Neuen Mitte oder in dem der grünen Hedonisten, in Kindergärten, Schulen und Universitäten, in Gerichtsverhandlungen, Gefängnissen, psychiatrischen Anstalten und Polizeiwachen, in Dörfern, Städten und Ballungsräumen, in Clans, ethnischen Gruppen, Regionalbewegungen oder Nationalstaaten, beispielsweise.

### 2.1 Soziale Systeme

Die Träger und die „Motoren“ des gesellschaftlichen Geschehens sind natürlich nur die menschlichen *Akteure* und deren *Handeln*. Wer sonst? Was sonst? Das zentrale Motiv dabei ist die möglichst zuträgliche Reproduktion des eigenen Lebens – wengleich meist nicht unter den Akteuren freigestellten Umständen und mit Folgen, die sie oft nicht wünschen. Bei diesem Handeln lassen sich zwei grundlegende Formen unterscheiden: das nicht-soziale und das

soziale Handeln (vgl. dazu ausführlich noch Band 3, „Soziales Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“).

Das *nicht-soziale Handeln* ist ein Tun, bei dem die Akteure nur auf eine ansonsten nicht weiter bedachte Umgebung achten, die als gegeben angenommen wird und von der selbst kein Agieren mit Bezug auf die Absichten des Akteurs erwartet wird. Es ist das Handeln in den sog. *parametrischen Situationen*. Das ist beim *sozialen Handeln* typischerweise anders. Hier wird – im Prinzip – in Rechnung gestellt, daß andere Akteure auf das eigene Handeln reagieren. Das soziale Handeln findet, wie es heißt, unter doppelter Kontingenz statt – der gegenseitigen Abhängigkeit der Ergebnisse des Tuns von den Absichten, Überlegungen und dem Handeln des jeweils anderen. Es ist ein Handeln in *sozialen Situationen*. Das soziale Handeln kommt in drei typischen Formen vor: als *strategisches Handeln*, bei dem nur die Interessen der Akteure zählen, als *Interaktion*, dem sozialen Handeln, bei dem die Akteure auch gedanklich, symbolisch und kommunikativ aufeinander Bezug nehmen, und als *soziale Beziehung*, als Orientierung der Akteure an gewissen „Einstellungen“, in der sie gemeinsam die Situation sehen.

Die meisten interessanten Ressourcen lassen sich nun nur über irgendeine Form der *Kooperation* herstellen. Oft stellt sich dann aber heraus, daß nicht jeder das kontrolliert, was ihn besonders interessiert. Die Nutzenproduktion kann daher oft noch durch eine geschickte *Transaktion*, vor allem durch den Tausch der Ressourcen, durch Verhandlungen, durch das Schließen von Kompromissen, Vereinbarungen und Verträgen, aber auch durch eine übergreifende „Organisation“ der Verteilung, durch staatliche Verordnungen und Transfers, natürlich auch durch Mildtätigkeit beträchtlich gesteigert werden. Kooperation und Transaktion sind die für die Nutzenerzeugung und damit für die Reproduktion wichtigsten Formen des (sozialen) Handelns.

### *Handeln und Kommunikation*

Kooperation, Produktion, Transaktion und Verteilung, Nutzenerzeugung und Reproduktion erfolgen in – mehr oder weniger – ununterbrochenen Ketten der Beeinflussung und des Interagierens von Akteuren und der dadurch bewirkten Veränderung der Randbedingungen in den jeweiligen (sozialen) Situationen. Sie stehen dabei jeweils auch unter einer ganz bestimmten Codierung, einem Oberziel also, das die Orientierung des Handelns und den jeweils spezifischen „sozialen Sinn“ des Tuns bestimmt, etwa das eines Polizisten, der durch Winken den Verkehr regelt, das eines Kassierers in einer Bank, der dem Kunden das Geld vorzählt, oder das einer Prostituierten, die den Freier mit „na, mein

Schatz“ anspricht, der natürlich genau weiß, was damit gemeint ist. Das Handeln im „Rahmen“ dieser Codierung fungiert, wie schon die drei Beispiele zeigen, auch wenn es nicht ausdrücklich so beabsichtigt ist, immer auch als Signal und Symbol für den Inhalt des Codes, für die soziale „Richtigkeit“ der jeweiligen Orientierung und für die Angemessenheit des Handelns, des aktuellen wie des darauf eventuell wieder folgenden. Das „materielle“ Handeln ist in diesem Sinne also immer gleichzeitig auch symbolische Kommunikation. Es verstärkt über seinen so stets mitlaufenden kommunikativen Gehalt damit immer auch den „Sinn“ des jeweiligen Tuns und die Strukturen der einmal angelaufen Sequenzen und eingespielten Routinen und Regeln.

### *Was ist ein „soziales System“?*

Materielles *Handeln* und symbolisch gesteuerte *Kommunikation* greifen also bei der Reproduktion des alltäglichen Lebens immer ineinander über und bestärken sich gegenseitig – wenn die befriedigende Reproduktion gelingt, sonst keine bessere Alternative verfügbar ist oder es irgendein anderes, durchaus auch unbefriedigendes Gleichgewicht gibt, in das sich das „System“ verfangen hat. Diese Ketten des materiell und symbolisch wirksamen und aneinander *anschließenden* (sozialen) Handelns nehmen mit ihrer jeweils typischen materiellen Leistung und ihrem jeweils typischen Sinn dann oft eine ganz bestimmte Gestalt an und reproduzieren sich darin – als Familien, Haushalte, Betriebe, Behörden, Wochenmärkte, „events“, Kaffeefahrten, Kegelclubs, Szenen und Milieus, Dörfer und Städte, Regionen und Nationen, zum Beispiel. Solche immer wieder neu reproduzierten Prozeßketten des materiell voneinander abhängigen, aufeinander bezogenen, aneinander anschließenden und unter einem bestimmen sozialen „Sinn“ definierten, symbolisch markierten und damit auch als Kommunikation wirksamen Handelns von Akteuren werden allgemein als *soziale Systeme* bezeichnet. Und wenn die menschlichen Akteure die Träger und die Motoren der Nutzenproduktion sind, dann sind die sozialen Systeme der gesellschaftliche „Ort“, an dem die Nutzenproduktion stattfindet.

### *Die „Unabhängigkeit“ der sozialen Systeme von den Akteuren*

Soziale Systeme sind somit *Prozesse*, deren Ergebnisse sich immer wieder selbst „füttern“, stabilisieren und verstärken – materiell wie symbolisch bzw. kommunikativ. Sie werden, wenn es sie denn gibt, von individuellen Akteuren und deren Handlungen getragen, aber nicht von ganz bestimmten Individuen.

Es müssen sich immer nur jeweils *irgendwelche* Akteure an der „Konstitution“ der jeweiligen sozialen Systeme beteiligen, „damit“ sie „bestehen“ – wie etwa bei der Techno-Szene oder dem Hedonisten-Milieu, die es auch dann als stabiles soziales System gäbe, wenn die darin involvierten Akteure jeweils nur einmal dabei wären (vgl. dazu auch schon Band 1, „Situationslogik und Handeln“, sowie noch Band 6, „Sinn und Kultur“, dieser „Speziellen Grundlagen“). Insofern sind die menschlichen Akteure und die sozialen Systeme, wie das Niklas Luhmann zur Verwunderung vieler immer wieder betont hat, in einer gewissen Weise in der Tat voneinander unabhängig. Und sie bilden, wieder ganz im Sinne der soziologischen Systemtheorie, jeweils auch eine ganz bestimmte „Umwelt“ füreinander, die sie einerseits begrenzt, manchmal sogar „irritiert“, die sie andererseits aber auch benötigen. Die sozialen Systeme „brauchen“ die Akteure und die Akteure „brauchen“ die sozialen Systeme – wenngleich nicht jedes alle und nicht alle jedes zur gleichen Zeit und im gleichen Maße.

### *Psychische, soziale und kulturelle Systeme*

Die sozialen Systeme „bestehen“ also in der Tat nicht irgendwie für sich. An ihrem Prozessieren sind immer – irgendwelche, keine bestimmten! – lebendigen menschlichen Akteure beteiligt. Das geschieht aber immer nur in selektiven Ausschnitten, weil die Akteure bei der jeweiligen Nutzenproduktion immer nur in einem höchst selektiven Aspekt ihrer Identität, Befindlichkeit und Kompetenz wichtig werden: Als Vater, Mutter oder Kind in der Familie, als Kegelbruder oder -schwester im Kegelclub, als Drücker oder potentieller Heizdeckenkäufer bei der Kaffeefahrt oder als Wähler oder Kandidat bei einer Bundestagswahl, beispielsweise. Man spricht, um diese Selektivität auszudrücken, deshalb auch nicht von Akteuren als den „Trägern“ der sozialen Systeme, sondern von *psychischen Systemen*: Collagen von Mustern der Orientierung und des Agierens in typischen Situationen. Dafür war in Band 1, „Situationslogik und Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“ der Begriff der Identität eingeführt worden.

Lebendige Menschen sind also auch „Systeme“: Sie „bestehen“ nur als *Prozeßgleichgewichte* von biologischen und psycho-sozialen Abläufen. Vier Aspekte dieser Systemhaftigkeit müssen unterschieden werden, wenn von einem „Akteur“ als individuellem menschlichen Wesen die Rede ist. Das ist erstens der Aspekt des biologischen *Organismus*, der Körper, den jeder Akteur „benötigt“ und um dessen physisches und psycho-soziales Überleben sich letztlich jede Nutzenproduktion dreht. Der Aspekt des *psychischen Systems* ist der zweite Gesichtspunkt, nämlich der, daß die Akteure immer nur in Ausschnitten ihrer Identität am Prozessieren der verschiedenen sozialen Systeme beteiligt sind. Akteure „bestehen“ als psychische Systeme aus

einer im Gedächtnis gespeicherten Ansammlung von mentalen Modellen für die Orientierung und das Handeln in typischen Situationen, die über Symbole und Mustererkennung die Verbindung zwischen der Orientierung der Akteure und den jeweiligen sozialen Situationen herstellen (siehe dazu auch gleich noch die sog. kulturellen Modelle). Akteure sind drittens *Personen* in dem Sinne, daß sie „sozialisiert“ sind und mit einem – mehr oder weniger – abgestimmten und integrierten System von Wissen, Werten und Orientierungen, mit einer personalen „Verfassung“, vielleicht sogar mit einer veritablen Ich-Identität, ausgestattet sind. Und zu *Subjekten* werden die Akteure schließlich dadurch, daß sie Absichten entwickeln und danach reflektiert und intentional handeln, und daß ihnen das auch als von ihnen verantwortbares Handeln zugeschrieben wird.

Woher aber wissen die jeweiligen Akteure bzw. psychischen Systeme, welcher Ausschnitt ihrer Identität gerade „relevant“ ist und um welche Art von sozialem System es gerade geht? Die Lösung des Problems ist für die Nutzenproduktion wichtig, fällt den Akteuren meist aber auch nicht schwer. Wichtig ist die Lösung der Frage, weil die Nutzenproduktion gerade auf der Selektivität der Orientierungen und des Handelns, der Festlegung der sozialen Produktionsfunktionen und damit der *Codierung* des jeweiligen sozialen Sinns in dem jeweiligen sozialen System also, beruht. Und nicht schwer zu finden ist sie, weil die sozialen Systeme allesamt in einer typischen Weise markiert und mit einem, oft sogar deutlich, symbolisierten *kulturellen Bezugsrahmen* versehen sind. Den haben die Akteure als psychische Systeme mit den mentalen Modellen für typische Situationen in ihrem Gedächtnis gespeichert, den sie mit anderen Akteuren eines bestimmten Kulturkreises teilen und der ihnen über die Identifikation des Typs des jeweiligen sozialen Systems die „richtige“ Definition der Situation und das darin jeweils angemessene Handeln erlaubt, oft sogar nachhaltig aufdrängt, und über den sie, anders gesagt, miteinander im Code des jeweiligen sozialen Systems kommunizieren.

Die im Gedächtnis der Akteure gespeicherten mentalen Modelle der *sozial geteilten* und mit *Symbolen* markierten kulturellen Bezugsrahmen seien als *kulturelle Systeme* bezeichnet. Es sind die Frames der Orientierung und die Skripte des Handelns, die Codes und die Programme der Nutzenproduktion, die für die jeweiligen sozialen Systeme gelten und über die der jeweilige soziale Sinn definiert ist (vgl. dazu bereits Band 1, „Situationslogik und Handeln“, sowie Band 6, „Sinn und Kultur“, dieser „Speziellen Grundlagen“). Die kulturellen Systeme vermitteln – sozusagen – zwischen den psychischen und den sozialen Systemen und helfen ganz beträchtlich dabei, daß die Akteure verläßlich den jeweils geltenden sozialen Sinn korrekt treffen – und deshalb auch relativ unaufwendig den angezielten Nutzen in Kooperation und Transaktion produzieren können.

### *Ko-Evolution und Ko-Konstitution*

Die psychischen, kulturellen und sozialen Systeme begrenzen und ermöglichen sich gegenseitig in einem fortlaufenden Prozeß der *Ko-Konstitution* und der *Ko-Evolution*. Es ist ein „Kreisprozeß“ der Definition der Situation, der Selektion des Handelns und der dadurch bewirkten Emergenz einer neuen Situation, die wiederum eine neue Definition der Situation nachsichzieht ... und so weiter.

Wenn man nur etwas genauer hinsieht, wird leicht festzustellen sein, daß nahezu alles, was im sozialen Alltag geschieht, in der Tat so, als Ko-Konstitution und Ko-Evolution von psychischen, kulturellen und sozialen Systemen abläuft, beispielsweise ein Weihnachtskonzert mit kleinem Orchester und Publikum. Das Konzert ist das soziale System, und zwar in seiner Gesamtheit vom Klingeln, dem Platznehmen der Zuhörer und dem Erscheinen der Künstler, der Aufführung mit allen ihren kleineren und größeren Pannen, dem Zwischenapplaus, der Pause mit Sekt und Lachs und dem Austausch kleinerer Bosheiten, der Fortsetzung, dem Ende, dem Schlußapplaus, eventuell den Zugaben, dem Abebben und Wiederanschwellen, der Verneigungen, dem Absterben des Applauses und dem Verlassen des Saales. Die Virtuosen, der Dirigent und die Akteure im Publikum sind die dazu „nötigen“ psychischen Systeme, die geschriebene und gewußte musikalische Partitur und das ungeschriebene und mit allerlei Lücken versehene und keineswegs von jedermann gewußte soziale Drehbuch eines Konzertbesuchs das „erforderliche“ kulturelle System. Alles baut sich gegenseitig auf, kontrolliert und verstärkt sich gegenseitig. Nicht alle psychischen Systeme wußten zum Beispiel vorher genauer, was zu tun wäre, zum Beispiel diejenigen, die zum ersten Male in einem Konzert waren. Sie wissen aber für das nächste Mal schon eher, was sie erwartet und was von ihnen erwartet wird, beispielsweise, daß man zwischen den Sätzen nicht applaudiert. Es sei denn, es werden andere Stücke gespielt und es wäre wieder einmal nicht ganz klar, wann geklatscht werden darf und wann nicht.

Soziale Systeme unterscheiden sich unter anderem auch darin, wie stabil die Abläufe dabei jeweils sind, also: ob es sich bei dem Prozeß um eine nach vorne sehr offene Evolution handelt, wie bei einem flüchtigen Gespräch oder der offenen Fortentwicklung eines Musikstils, oder um einen sehr gleichgewichtigen, stark geregelten oder repetitiven Vorgang, wie das etwa ein Wochenmarkt, ein Finanzamt oder ein Stammtisch wären. Der Vorgang der „Konstruktion“ der Gesellschaft und ihrer Teile als Ko-Konstitution und Ko-Evolution von psychischen, kulturellen und sozialen Systemen ist ein Thema, das sich quer durch die „Speziellen Grundlagen“ in allen ihren sechs Bänden zieht.

### *Arten sozialer Systeme*

*Konkrete* soziale Systeme, wie eine Familie, ein Betrieb, ein Kindergarten, eine Stadt, eine Regierung oder eine Gang von Glatzen werden auch als *soziale*

*Gebilde* bezeichnet. Sie begrifflich zu ordnen, wäre nahezu aussichtslos. Es gibt aber einige Versuche, soziale Systeme bzw. soziale Gebilde nach gewissen theoretischen oder nach inhaltlichen Eigenschaften zu unterscheiden.<sup>1</sup> Die Unterscheidung nach *theoretischen* Gesichtspunkten ergibt sich aus bestimmten Typen von *sozialen Situationen*, in denen sich die Akteure in ihrem Handeln jeweils befinden; die Unterscheidung nach *inhaltlichen* Kriterien ergibt sich aus der Definition der *sozialen Produktionsfunktionen*, denen die Nutzenproduktion in dem jeweiligen sozialen System folgt.

### *Ordnungen und Interdependenzen*

Eine der Möglichkeiten zur *theoretischen* Klassifikation von sozialen Systemen ist die Unterscheidung nach der jeweils typischen *Art der Ordnung*, auf denen ihre Reproduktion beruht. Hinter jeder Art der Ordnung stehen wiederum typische Arten von *Interdependenzen* (vgl. dazu noch Band 3, „Soziales Handeln“, dieser „Speziellen Grundlagen“). Interdependenzen sind dabei über typische Verteilungen von Interesse und Kontrolle an den Ressourcen erzeugte gegenseitige Abhängigkeiten der Akteure. Mit ihnen gehen jeweils typische Arten sozialer Situationen einher, die zusammenfassend auch als *strategische* Situationen bezeichnet werden. Das sind Konstellationen, bei denen das Ergebnis des Handelns jedes einzelnen Akteurs in typischer Weise davon abhängt, was die jeweils anderen Akteure tun, wie etwa beim Radfahren, bei dem es nur dann nicht zum Zusammenstoß kommt, wenn beide entweder links oder rechts aneinander vorbei wollen.

### *Drei Arten der Interdependenz und der Ordnung*

Bei der Bestimmung der Art der Interdependenzen der Akteure kommt es insbesondere darauf an, ob die Interessen der Akteure übereinstimmen oder nicht. Hier gibt es drei typisch unterschiedliche Konstellationen: die Konvergenz der Interessen, die antagonistische Kooperation und die Divergenz der Interessen.

Die Ordnungsbildung bei *Konvergenz der Interessen* ist meist bereits durch nicht-soziales, ja durch „egoistisches“ Handeln möglich oder dann oft sogar erst besonders effizient: Die Akteure tun nur das, was ihnen aus ihrer jeweili-

---

<sup>1</sup> Vgl. zu einem der wenigen systematischen Versuche zu einer solchen begrifflichen Ordnung Fritz W. Scharpf, *Games Real Actors Play. Actor-Centered Institutionalism in Policy Research*, Boulder, Col., und Oxford 1997, Kapitel 3 und 4.

gen „privaten“ Sicht am vorteilhaftesten erscheint, und das ohne jede besondere Berücksichtigung der Motive der anderen Akteure. Die verschiedenen Handlungen fügen sich dennoch – meist unintendiert – zu einem gleichgewichtigen sozialen System, etwa zu einem Marktgleichgewicht. Einer besonderen Regelung bedarf es nicht, allenfalls, wenn es zu Koordinationsproblemen kommt, wie bei Radfahrern, die aber nur eine Absprache, eine Geste oder ein Schild brauchen, ob Rechts- oder Linksverkehr gilt, ansonsten aber „individuell“ darin vollkommen übereinstimmen, keinen Zusammenstoß riskieren zu wollen, und sich deshalb gerne an jede Absprache halten. Die Ordnung ergibt sich bei dieser Art der Interdependenz ganz und gar *spontan* – schon dadurch, daß die Akteure alleine ihren privaten Neigungen folgen. Oder aber sie entsteht, wie es heißt, „self-enforcing“ und ohne jede weitere äußere Zutat, weil die Beachtung der höchstens nötigen Koordinationsregeln, wie etwa die der StVO, auch schon im individuellen Interesse der Akteure liegt. Kurz: Es reichen entweder alleine schon die Interessen oder einfache *konventionelle* Regeln aus, damit die Ordnung entsteht und sich erhält.

Im Fall der *antagonistischen Kooperation* – als Mischung von konvergierenden und divergierenden Interessen – gibt es aus den entstehenden *Dilemma-Situationen* keinen alleine auf den Interessen basierenden Ausweg: Einerseits sind die Akteure an der Kooperation interessiert, beispielsweise beim sportlichen Wettkampf oder in einer Koalition, andererseits aber fürchten sie, daß sie sich ohne weitere Absicherung den Winkelzügen, Tricks und Wortbrüchen der anderen ausliefern. Und weil alle so denken, unterbleibt womöglich die Kooperation, obwohl alle etwas von einer Einigung hätten und daran auch interessiert sind. Zur Lösung des Problems werden *Bindungen* oder *Regeln* erforderlich, die die egoistischen Versuchungen zugunsten eines im Grunde für alle günstigen Ergebnisses zu überspielen vermögen. Dazu gehören Absprachen, etwa über das Verhalten in Streitfällen oder über Abstimmungsregeln, oder Versprechungen. Ein besonderes Problem dabei ist die Bindewirkung solcher Absprachen und Versprechungen. Die muß wegen der „antagonistischen“ Kooperation über die individuellen Interessen und über einfache „konventionelle“ Einigungen hinausgehen und auf gewissen *essentiellen*, das heißt: *wirksam* bindenden, aber nicht erzwungenen Regeln beruhen. Diese Bindewirkung kann etwa aus einem besonderen Vertrauen bestehen oder der persönlichen Bekanntschaft oder aber auch der Bindewirkung einer „unbedingten“ Moral, wie etwa bei den Fairneßregeln im Sport. Die Voraussetzung für die Wirksamkeit solcher „essentieller“ Bindungen und Regeln ist freilich, daß sich die Interessen nicht vollkommen widersprechen, daß auch der „Unterlegene“ etwas von der Beachtung der getroffenen Festlegungen hat

und daß die Interessen an der Kooperation im Vergleich zum Einigungsaufwand und zu den Risiken der Regelverletzung hoch genug sind.

Fallen die Interessen jedoch völlig auseinander, gibt es folglich eine komplette *Divergenz der Interessen* und damit die strategische Situation eines *Konfliktes*, dann wird *Herrschaft* zur Ordnungsbildung erforderlich: die institutionell und durch einen Sanktionsapparat abgesicherte Fähigkeit, Absichten und Entscheidungen über Weisung oder Befehl auch gegen Widerspruch durchzusetzen. Es ist eine durchaus *repressive* Form der Ordnungsbildung, einfach deshalb, weil die Ordnung notwendigerweise auch *gegen* die Interessen wenigstens einer Gruppe und notfalls mit schierer Gewalt durchgesetzt werden muß. Dies ist etwa auf dem Kasernenhof beim Konflikt zwischen einfachen Soldaten der Fall, die unter Umständen ihr Leben riskieren, und ihren Vorgesetzten in den sicheren Kommandostäben, oder bei staatlichen Behörden, etwa in der Beziehung von Finanzamt und Steuerzahler. Hier hilft letztlich nur die Gewalt, etwa die der Feldjäger und des Kriegsgerichts oder die des Gerichtsvollziehers mit den Polizeibeamten im Gefolge.

### *Märkte, Assoziationen und Organisationen*

Vor dem Hintergrund der drei genannten Arten von Interdependenzen und strategischen Situationen und den zur Ordnungsbildung jeweils „nötigen“ Formen der Vergesellschaftung lassen sich dann drei grundlegende Typen von sozialen Systemen theoretisch unterscheiden: Märkte, Assoziationen und Organisationen.<sup>1</sup>

Ein *Markt* ist ein System von bilateralen Transaktions- bzw. Tauschbeziehungen zwischen Anbietern und Nachfragern, etwa von Schweinekoteletts, bei dem nur die Interessen der Akteure zählen und bei dem die Ordnung ungeplant und in der Tat ganz und gar spontan entsteht. Die wichtigsten Parameter, die das System eines Marktes bestimmen, sind das Gesetz der Nachfrage und das Gesetz des Angebotes: Wenn der Preis für ein Kotelett steigt, dann sinkt die Nachfrage, und es erhöht sich das Angebot – *vice versa*. Unter bestimmten Bedingungen stellt sich ein Gleichgewicht auf dem Markt ein – ein Preis, bei dem genau so viel nachgefragt wie angeboten wird. Die Beziehungen der Akteure sind dabei hoch-selektiv und anonym, denn die Grundlage der Ordnung ist allein die Konvergenz der privaten Interessen.

---

<sup>1</sup> Vgl. zu den verschiedenen Formen sozialer Systeme zwischen den Polen von Markt und Organisation: Viktor Vanberg, *Markt und Organisation. Individualistische Sozialtheorie und das Problem korporativen Handelns*, Tübingen 1982, insbesondere Kapitel 1, S. 8-36.

Eine *Assoziation* ist ein soziales System, bei dem die Akteure sowohl konvergierende wie divergierende Interessen haben, sich in ihren Handlungen aber an gewissen übergreifenden Bindungen und Regeln orientieren, die eine Übereinkunft auch angesichts der Divergenz der Interessen erlauben. Assoziationen sind – mehr oder weniger – geregelte soziale Systeme, bei denen die Regelung jedoch gerade nicht alleine über „Interessen“ und Marktprozesse, aber auch nicht schlicht über „Befehl“ und formal sanktionierte Ordnung, sondern über informelle Einverständnisse, Routinen, „Haltungen“ und interaktiv immer wieder neu bestärkte „Einstellungen“ erfolgt – und dies zur Regelung auch schon ausreicht. Bei den Assoziationen können dann noch (mindestens) drei Untertypen danach unterschieden werden, auf welchen Grundlagen die für diese Assoziationen typischen, weil mindestens erforderlichen Bindungen und Regeln beruhen: Zusammenkünfte, Netzwerke und Gruppen.

Als *Zusammenkunft* sei eine Assoziation bezeichnet, bei der sich mehrere Akteure persönlich und unmittelbar begegnen und diese Unmittelbarkeit auch wahrnehmen und gegenseitig in Rechnung stellen, wie beispielsweise die Situation in einem Friseurladen, einer Fakultätsitzung oder bei einer Koalitionsverhandlung. Hier spielen ohne Zweifel die Interessen eine große Rolle, jedoch auch bestimmte Bindungen, etwa persönliche Bekanntschaften oder Verpflichtungen, und mehr oder weniger explizite Regeln des Umgangs aus früheren Zusammenkünften. Oft sind solche Zusammenkünfte aber auch noch nicht so recht geregelt, und ein Gleichgewicht stellt sich dann, besonders wenn die Interessen nicht deutlich konvergieren, nur mühsam ein. Daher sind in diesen Fällen gewisse „Themen“ – das Wetter, die Schuppenflechte oder der tragische Tod von Lady Di etwa – für die lockere, aber nicht unbestimmte Regelung der Zusammenkünfte von besonderer Wichtigkeit. *Netzwerke* sind Muster von Beziehungen zwischen Akteuren, wie etwa ein Geflecht von Bekanntschaften, bei dem zwar nicht jeder jeden unmittelbar kennen muß und auch nicht jeden kennt, gleichwohl aber über indirekte Wege von jedem erreichbar ist. Netzwerke binden, anders als die Zusammenkünfte, „identisch“ bleibende Akteure zusammen, wengleich gelegentlich nur über sehr indirekte Pfade von „weak ties“. Daher sind sie schon deutlich dauerhafter, abgegrenzter und „organisierter“ als Zusammenkünfte. Und deshalb entstehen in ihrem Rahmen oft auch bald Beziehungen der Verpflichtung, des Vertrauens, ja der Sympathie, auf deren Grundlage sich dann auch weitere Bindungen bilden, die jede explizite Regelung überflüssig machen können und auch größere Interessendivergenzen zu überspielen vermögen. *Gruppen* beruhen ebenfalls auf persönlichen und unmittelbaren Begegnungen von benennbaren, identischen Personen, jedoch ist die Mitgliedschaft noch dauerhafter und unmittelbarer, bezieht sich auf eine Vielzahl von diffusen Beziehungen und Aspekten gleichzeitig und ist durch eine noch deutlichere Grenze nach außen erkennbar als bei den Netzwerken. Die Gruppenmitglieder haben ein gemeinsames Motiv oder Ziel, aber die Ziele und Motive sind, ebenso wie die Mitgliedschaft, nicht formell geregelt. In den Gruppen bilden sich alsbald gewisse Standardisierungen, Rollenmuster, Hierarchien, und Normen heraus, und mit der distanzierenden Abgrenzung nach außen auch eine solidarische Gruppenidentität nach innen. Insofern gibt es hier nicht nur Bindungen und Regeln, sondern auch ein vertikales System von nahezu „herrschaftlichen“ Weisungsbefugnissen, denen, wengleich nicht formell geregelt, meist auch gefolgt wird.

Bei einer *Organisation* schließlich wird die Mitgliedschaft an bestimmte formelle Bedingungen geknüpft, und es gibt ein formell festgelegtes Ziel der Or-

ganisation und eine daran orientierte formelle „Verfassung“. Darin ist festgelegt, welche Leistungen die Mitglieder typischerweise zu erbringen haben und was ihnen als Gegenleistung dafür formell zusteht. Die Besonderheit der Organisation ist die vorrangige Bedeutung der Weisungen und deren klaglose Akzeptanz. Die Grundlage ist die Institutionalisierung von (legitimer) Herrschaft. Organisationen sind, ganz anders als die Assoziationen, *nicht* an die „Identität“ der Akteure gebunden. Im Gegenteil: Es kommt hier ausschließlich auf die Festlegung gewisser Positionen an. Und diese Positionen können dann beliebige individuelle Akteure übernehmen. Insofern sind Organisationen auch wieder eine „anonyme“ Form der Ordnung, und sie gleichen in dieser Hinsicht den Märkten.

### *Zwei Dimensionen*

Bei einem Markt regieren also nur die Interessen und das nicht-soziale Handeln, bei den Assoziationen treten gewisse Bindungen zu den Interessen hinzu, und bei einer Organisation kommt noch der herrschaftliche Befehl dazu. Die Organisation ist, so gesehen, offenbar der theoretische Gegenpol zu einem Markt: Die Ordnung einer Organisation entsteht *geplant* und beruht auf einer explizit eingeführten Verfassung, deren Regeln über *Herrschaft* und einen (im Prinzip: repressiven) Sanktionsapparat abgesichert sind. Die Ordnung auf einem Markt stellt sich dagegen *ungeplant* oder „konventionell“ und – bis auf Restgrößen einer Regulierung von kriminellen Akten – zuweilen auch ganz und gar *anarchisch* ein. Die Assoziationen enthalten dagegen sowohl spontan-ungeplante-konventionelle wie organisiert-geplante-repressive Elemente. Aus dieser Mischung besteht, so könnte man sagen, ihre eigenartige „essentielle“ Bindewirkung, die ja weder alleine auf Interessen, noch alleine auf Herrschaft gegründet sein kann oder darf. Die Bedingungen der Ordnungsbildung stehen erkennbar in einem hierarchischen Verhältnis zueinander: Jede Interessenkonvergenz ließe sich auch noch über essentielle Bindungen und jede Assoziation auch noch über Herrschaft steuern. Aber das wäre jeweils „überflüssig“ und würde der jeweiligen Ordnungsform ihre Besonderheit nehmen. Das Umgekehrte würde jedoch sicher nicht gehen: Assoziationen beruhen auf mehr als auf Interessenkonvergenzen und Organisationen auf mehr als auf selbst „essentiellen“ Bindungen.

Daraus ergibt sich unmittelbar eine zweite Dimension der Ordnungsbildung: Markt und Organisation sind Formen der *anonymen* Ordnung, sei es über den bilateralen anonymen Tausch beim Markt, sei es über die Besetzung von Positionen durch ansonsten anonyme, austauschbare Akteure. Assoziatio-